

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit	— fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag	— fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

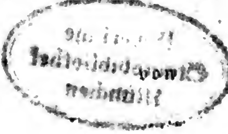
Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek.

(Fürstenfelderg...



Novellen-Cyclus



von

Ernst Willkomm.



Erster Band.

Nordhausen:

Verlag von Adolph Büchting.

1858.



Druck von G. E. Elbert in Leipzig.

Inhalt.

I.

Ueber den Wogen.





1. Das Licht von Braderup.

Im Hause des Landvoigtes auf der Insel Sylt war um Michaelis eine Gesellschaft Befreundeter beim Thee versammelt, in der es recht heiter zuging. Ein Fremder würde höchst angenehm überrascht worden sein, wäre er unvermuthet in diesen Zirkel gerathen, denn schwerlich hätte er auf so entlegenem Erdwinkel einen Kreis so vieler Gebildeter anzutreffen vermuthet. Der Landvoigt, ein bejahrter Mann, verrieth schon in seinem Aeußern feinen, geselligen Ton, und wenn er sprach, entwickelte er eine Menge ungewöhnlicher Kenntnisse. Er war zugleich Gelehrter und Weltmann, hatte in früheren Jahren einen Theil Europa's bereist und erst später, mehr aus Neigung als des Bedürfnisses wegen, das Amt eines Landvoigtes auf der merkwürdigen friesischen Insel, seinem Heimathlande, angenommen.

Das mäßig große, nicht sehr hohe Zimmer trug, mit Ausnahme des eleganten Ameublements von moderner Form, ganz den altfriesischen Charakter. Die Wände waren mit feinen glasirten Kacheln ausgelegt, die Fenster mehr breit als hoch, fast viereckt. Ein gußeiserner Ofen mit marmorner, flacher Platte stand an der einen Seite und strahlte bereits eine milde Wärme aus. Gegen Norden schlossen Glasthüren mit geblümten, bunten Vorhängen die Zimmerwand und ließen die in demselben verborgenen Betten mehr errathen als sehen.

Ein schlankes Mädchen von hohem Wuchse, nach Landessitte sehr einfach gekleidet, hatte eben den Theetisch geordnet und beschäftigte sich jetzt mit dem glänzend polirten Messingkessel, der über wohlgenährtem Kohlenfeuer ein gar trauliches Abendlied sang, das so geheimnißvoll und gemüthlich klang, wie ein tiefsinniges, nordisches Mährchen. Die übrige Gesellschaft, bestehend aus drei Männern und eben so vielen Frauen, saß am Tische und führte ein harmloses, trauliches Gespräch.

„Dein Sohn läßt heute lange auf sich warten, Peter,“ sprach der Landvoigt, die aromatisch duftende Tasse ächten Kaiserthee's aus der Hand seiner Tochter, des jungen Mädchens, nehmend. „Er wird schlechtes Gehen über die Haide haben; der Nebel

ist seit ein paar Stunden so dick geworden, daß man die andere Seite der Straße nicht mehr erkennen kann."

„Vielleicht ist er erst in Kempen bei seiner Tante eingekehrt," erwiderte Peter, ein Capitän, der schon seit mehreren Jahren sich auf seiner heimathlichen Insel zur Ruhe gesetzt hatte, wie dies bei den meisten Seefahrern der nordfriesischen Inseln Sitte ist, wenn sie durch glücklich vollführte Reisen ihre Zukunft gesichert sehen. „Von der Vogelköge bis nach Tinnum ist ein weiter Weg. Uebrigens kann's dem Jungen nichts schaden. Der Nebel wirbelt ihm um die Nase, daß er sich auf die hohe See versetzt glauben kann, und das braucht der Seemann, auch wenn er vor Anker liegt."

„Ein hübscher Junge, in der That," bemerkte Frau Marthe, des Landvoigts Gattin, eine etwas corpulente Matrone, deren offene Gesichtszüge Jedem Vertrauen einflößen mußten. „Wie oft hat er wohl schon die Linie passirt?"

„Immer spotten Sie, verehrte Frau," erwiderte heiter der Capitän, „meine Redeweise können Sie durch nichts verbessern. Unsere Söhne bleiben „Jungen" und hätten sie weiße Haare. Ist viel besser, als würden sie „junge Herren" titulirt. Nicht wahr, liebe Constanze, es tanzt und klöhnt sich deshalb nicht schlechter mit solch einem Ostindienfahrer?"

Die letzten Worte richtete der Capitän an die Tochter des Landvoigtes, die ihm Thee reichte. Das junge Mädchen erröthete, gab aber durch einen flüchtigen Blick zu erkennen, daß sie ihm beistimme.

„Nun, dann ist's schon gut," fuhr der frühere Seemann fort, Constanzens Hand zum Dank für ihren bejahenden Blick drückend. „So lange die junge schöne Welt mit unsern Bezeichnungen einverstanden ist, hat es nichts auf sich. Das Grollen und Mäkeln würdiger Matronen genirt uns in diesem Falle weniger."

Marthe lächelte und wechselte noch einige freundliche Scherzworte mit Peter, der es ganz besonders darauf abgesehen zu haben schien und wohl seine geheimen Absichten dabei haben mochte. Inzwischen gerieth der Landvoigt mit Hans Dethleffsen, dem Strandvoigte von Keitum in ein lebhaftes Gespräch, das fast in einen kleinen Streit ausarten zu wollen schien.

„Sag', was Du willst, Hans," bemerkte der Landvoigt auf eine eben vertheidigte Ansicht seines Freundes, „ich kann es weder billigen, noch halte ich es für vernünftig. Was können wir von den armen Schiffern verlangen, wenn wir dem unhaltbarsten Aberglauben in Deiner Weise das Wort reden? Das heißt das Volk darin bestärken und

die wahre Bildung geflissentlich von ihm ferne halten."

„Ich glaube nicht," versetzte Dethleffsen, „vielmehr halte ich dafür, man ruinirt das Volk, man untergräbt seinen Glauben, man rüttelt und schüttelt an dem Schirmdache seiner uralten Sitteneinfalt, wenn man bisher noch nicht genugsam erklärte Erscheinungen in unserem Norden kurzweg als abgeschmackte Albernheiten verlacht."

„Was habt Ihr denn eigentlich mit einander?" fragte Peter die lebhaft Sprechenden. „Ihr werdet ja ordentlich warm."

„Der Landvoigt will's nicht haben," erwiderte Dethleffsen, „daß wir unsern Kindern von den Wundern, den Erscheinungen, dem Geisterwesen erzählen, an die doch unsere Aeltern geglaubt haben, und wovon auch Mancher von uns seiner Zeit etwas gesehen hat."

„So mein' ich's nicht," fiel der Landvoigt ein. „Ich weiß recht wohl, daß gewisse Vorkommnisse, obwohl sie einen natürlichen Grund haben, doch nicht erklärt werden können. Das läßt sich nicht ändern, wenigstens nicht heute und morgen. Es heißt aber den Aberglauben säen und Thorheiten beschönigen, wenn wir gleich ungebildeten alten Weibern die Köpfe zusammenstecken, sobald irgendwo

an einer Dünenkante oder über einem Wattenfelde Lichtschimmer fluthet und mit schattigen Nebelgebilden ringt. Es sind Lufterscheinungen, entstanden durch Ausdünstungen des Seegrundes, oder durch in der Luft schwebende entzündbare oder doch leuchtende Stoffe. „Dünenweiber“ und „Fluthkälber“, „Strandlichter“ und anderen, angeblich Unglück verheißenden Spuk darin erkennen zu wollen, ist Thorheit. Es gibt eben so wenig Spuk als Wunder.“

„Das sagst Du,“ sprach Capitän Peter, „beweise es auch, wenn Du kannst. Du kennst Länder und Meere, lange Seereisen aber hast Du nicht gemacht. Darum weißt Du auch nicht, was Seeleuten Alles begegnen kann.“

„Also auch Du wirfst Dich zum Vertheidiger des Aberglaubens auf?“ versetzte der Landvoigt. „Mich macht dies wirklich besorgt, denn es hält uns unglaublich auf in jeder Art des Fortschrittes. Und nebenbei ist dies blinde Hangen an den abergläubischen Ueberlieferungen unserer Altvordern Ursache geworden zu unglaublich vielen Unglücksfällen.“

„Das wüßte ich nicht,“ meinte Dethleffsen.

„Ich bitte Dich, lies nur die Aufzeichnungen altfriesischer Seefahrer, wie man sie da und dort auf unsern Inseln, namentlich hier auf Sylt und dem nahen Föhr in den Familien der Seefahrer häufig

findet. Schade, daß wir keine gedruckten Aufzeichnungen dieser Art haben! Es ließe sich dann leicht eine Widerlegung ausarbeiten und dem Volke in die Hände spielen. Wie oft hat da das Dünengespenst Einen in die Wogen gestürzt, Licht-Elfen verlockten junge Leute in Moor und Sumpf, Meerweiber entführten jugendliche Seefahrer. Dort erblindete Einer vor Entsetzen beim Anblicke des „Jäckersmarschmann.“ Diesen verfolgten die Hexen von Dunsum so lange, bis er blutspuckend die Heimath erreichte und vor Schrecken starb. Wenn das nicht Unsinn ist, so gibt es keinen, und wer die Verfolgung und Ausrottung so gefährlichen Aberglaubens nicht wünscht, meint es nicht gut mit dem heranwachsenden Geschlecht.“

„Nun, Du kannst es ja versuchen,“ warf Peter ein. „Mir ist's ganz recht, wenn all' der Spuk abgeschafft und für immer begraben werden kann, dann braucht man in den langen, finstern Winternächten nicht auf Umwegen von einem Abendbesuche heim zu schleichen. Nur vermuthe ich, Deine wohlgemeinten Versuche werden erfolglos bleiben.“

„So seid Ihr!“ rief der Landvoigt verdrießlich aus. „Indem Ihr zugesteht, daß es gut wäre, man vertilgte abergläubische Meinungen mit Stumpf und Stiel, bekennt Ihr Euch zugleich als Gläubige der

Volksmeinung. Ist Dir schon 'was begegnet, daß Du von Um- und Schleichwegen sprichst?"

„Du fragst wunderlich," versetzte Peter. „Ich müßte nicht seit zehn Jahren und darüber in Winningstedt wohnen, wenn ich nicht wenigstens an die dreißig Mal das „wilde Feuer" über die Grabhügel von Braderup hätte laufen sehen! Und diesem Feuer zu folgen oder behaupten zu wollen, es existire nicht, wäre doch mehr als vermessen."

„Ich wohne an die zwanzig Jahre in Tinnum," erwiderte der Landvoigt, „bin viele hundert Male zu jeder Jahreszeit über jene Haidestrecke gegangen, habe aber eben so wenig von Deinem „wilden Feuer" etwas gesehen, als von dem kopflosen „Jäckersmarschmann" und den tanzenden Hexen auf den Dünen von Amrum."

„Du hast eben kein Auge dafür," meinte Dethleffsen.

„Weil ich kein Thor bin und nicht jede fallende Sternschnuppe für das „wilde Feuer" halte."

Draußen auf der Vordiele hörte man jetzt munteres Lachen einer sonoren Männerstimme, in die sich die verwundernden Rufe des Dienstmädchens mischten.

„Das ist mein Sohn Richard," sagte Capitän Peter. „Der muß viel Vergnügen gehabt

haben, so munter und ausgelassen klingt seine Stimme.“

Constanze öffnete die Thür, auf deren Schwelle ihr ein junger, hoch gewachsener, fast riesiger Mann entgegentrat, wie man sie auf den nordfriesischen Inseln nicht selten findet. Man wird beim Anblicke so gewaltiger Menschen unwillkürlich an die Recken der Vorzeit erinnert, und kann Männer von solchem Gliederbau, in offener Barke über die gipfelnden Wogen des Meeres steuernd sich vorstellend, recht leicht in jene halb fabelhaften Seekönige verwandeln, von deren Thaten und Unthaten die Nordlandssagen so Wunderbares erzählen.

Richard machte eine seltsame Figur, als das volle Licht der Lampe auf ihn fiel. Sein ganzer Anzug war voll grauer, jetzt schon halb trockener, Flecken, und seine Fußbekleidung glich etwa der eines Tuulgräbers. *)

„Mein Gott, wie sehen Sie aus!“ rief Constanze erschrocken und verwundert zugleich, die feinen, schlanken Hände zusammenfaltend und den jungen kräftigen Mann mit großen Augen betrachtend.

---

*) So nennen die Friesen diejenigen, welche zur Zeit der Ebbe den Seetorf „Tuul“ graben, der sich häufig auf den Watten der Westsee findet und als Feuerungsmaterial auf den nordfriesischen Inseln benutzt wird.

„Was ist Ihnen denn begegnet? Sie haben doch kein Unglück gehabt?“

Der Seemann verbeugte sich vor der Tochter des Landvoigtes und sagte, ihr in's Zimmer folgend, in scherzhaftem Tone:

„Sie müssen entschuldigen, mein Fräulein, daß ich heute in so ungentlemännischem Anzuge erscheine. Zwar habe ich mir die Schuld selbst zuzuschreiben, weil ich neugierig war, was ein Mann nie sein soll, allein entschuldigt möchte ich gewissermaßen doch durch den Glauben unseres Volkes werden, der eben das für etwas Wirkliches, Greifbares hält, was sich mir bei näherer Untersuchung als eitel blauer Dunst erwiesen hat.“

„Du sprichst in Räthseln,“ sagte sein Vater, der Capitän. „Hat man Dich gefoppt? Die Nachtschwärmereien haben doch, meines Wissens, noch nicht ihren Anfang genommen.“

„Ja und Nein, wie Du willst,“ erwiderte Richard lachend. „Gefoppt bin ich allerdings worden, nicht aber von übermüthigen Nachtschwärmern, sondern von dem verrufenen Braderuper Lichte.“

„Was Du sagst!“ rief sein Vater aus. „Setze Dich und erzähle, und das gründlich, denn Du kommst uns wie gerufen! Es war eben die Rede von der wunderbaren Flamme, die schon Tau-

sende sahen und doch Keiner noch zu deuten vermochte."

„Nun muß der just heute dem „wilden Feuer" begegnen," sagte der Landvoigt mehr für sich, als zu den Uebrigen. „Wir sind wie behext mit dem vermaledeiten Aberglauben."

„Behext oder nicht, gleichviel," sprach Peter, „wenn er nur gut erzählt, der Junge. Daß er keine Lügen vorbringt, dafür stehe ich."

„O bitte, bitte, erzählen Sie!" bat Constanze, dem jungen Seemann Thee und Gebäck reichend. „Ich bin ganz außerordentlich gespannt, denn Sie müssen wissen, daß ich im Punkte des Sagenkreises und der Wundererscheinungen die Ansichten meines herzlieben Vaters ganz und gar nicht theile. Papa ist ungläubig, wenigstens entschiedener Zweifler, ich hülle mich so recht gemüthlich warm in die Decke des Volksglaubens ein und befinde mich recht innerlich wohl."

„Dann sind wir Gegner, mein Fräulein," versetzte Richard, „denn ich kann nicht umhin, mich unbedingt auf die Seite Ihres Herrn Vaters zu stellen."

„Thut nichts," erwiderte Constanze. „Ihr Unglaube soll Ihnen vollständig vergeben sein, wenn Sie recht schön, und was ich besonders hochschätze,

recht glaubwürdig erzählen. Meinetwegen dürfen Sie gern etwas dazu erfinden, nur muß es gut und wahrscheinlich erfunden sein. Zeigen Sie denn, was Sie als tapferer Erzähler eines wirklichen Erlebnisses oder als geschickter Improvisator zu leisten vermögen."

„Das schwatzt wie eine Kriekente," fiel der Landvoigt ein. „Bitte, lieber Richard, erzählen Sie."

„Damit Papa Recht behalten möge," sprach mit graziösem Lächeln Constanze, „so sagt die Kriekente: good Day!" *)

Man belachte diesen Einfall des heitern Mädchens und Richard begann die Mittheilung seiner Abenteuer folgendermaßen:

„Ich habe es mir zur Regel gemacht, jedem Dinge auf den Grund zu gehen, um nicht zu falschen Annahmen und Folgerungen verleitet zu werden. Der Seemann sollte dies, meines Erachtens, stets thun, wahrscheinlich würde dadurch mancher Unglücksfall verhindert werden. Leider aber gehören die Seefahrer zu den abergläubischsten Menschen, die es gibt, und dies halte ich, von meinem Standpunkte aus, für beklagenswerth."

*) Die Inselfriesen nennen die Kriekente den „höflichen Vogel", weil ihr Ruf den Worten „good Day" (guten Tag) täuschend ähnelt.

„Dem pflichte ich bei," bemerkte der Landvoigt, „schade nur, daß alle vernünftigen Vorstellungen, dem alten Schlendrian Valet zu sagen, nichts fruchten."

„Als Knabe," fuhr Richard fort, „machte es mir Vergnügen, den Erzählungen erfahrener Männer oder bejahrter Frauen zuzuhören, besonders in den langen, stürmischen Winterabenden. Ich lernte dadurch spielend den ganzen Sagenkreis unserer kleinen Inselwelt kennen, ohne zu fragen, ob auch Alles davon mit dem Leben der Gegenwart vereinbar sei oder nicht. Später erst wurde mir dies klarer, indem ich ebenfalls durch Erzählungen Anderer von den Erscheinungen Kunde erhielt, die bis auf den heutigen Tag an den Küsten unserer Heimathinsel heimisch sein sollten. Die Natur hatte mich stiefmütterlicher begabt, als manchen meiner Schulkameraden. Diesen begegnete immer etwas Sonderbares. Sie sahen fast Alle genau das, was die Großmütter beim Schwirren der Spindel uns erzählt hatten, und was, da es in Aller Munde war, Niemand anzweifelte. Wäre ich nicht frühzeitig zur See gegangen und von diesen Seezügen immer nur auf kurze Zeit nach Sylt zurückgekommen, hätte ich vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht."

„Mein heutiger Aufenthalt bei der Vogelköge gab

Gelegenheit, das Gespräch wieder auf den Aberglauben unserer Landsleute zu bringen, wie ich kurz die Welt des vielen Unbegreiflichen, das man allgemein für wahr hält, nennen will. Sie kennen den früheren Strandvoigt von Alt-Rantum, Jarl Karlsen. Der Mann ist mir eine ehrwürdige Erscheinung, denn er hat gewiß mehr erlebt, als irgend ein anderer Sylter. Behend und rüstig wie ein Dreißiger schritt er über das Dünenfeld heran, und das Erste, was er uns Uebrigen mittheilte, war die Beschreibung eines spukhaften Leichenzuges, den er am Abend vorher gegen Sonnenuntergang nach den Halligen über das schimmernde Meer hatte gleiten sehen. Die wunderliche Erscheinung war, seiner Meinung nach, so deutlich und währte so lange, daß er bequem einzelne Persönlichkeiten aus dem Leichenzuge erkennen konnte. Jarl Karlsen nannte sie uns, ich will aber doch die Indiscretion nicht so weit treiben, daß ich ihre Namen ebenfalls anführe. Die Schlußfolgerung seiner ganzen Erzählung lief dann auf die Behauptung hinaus, es werde nächstens ein großes Unglück auf oder zwischen den Halligen geschehen, dessen Opfer ein angesehener Mann jener Inselbrocken sein müsse."

„Jarl Karlsen wird auch Recht behalten, lieber Sohn," fiel der Vater ein, „denn Erscheinungen der

genannten Art, die wir „Vorspuk“ nennen, gibt es unläugbar. Ich selbst habe wiederholt ähnliche Dinge gesehen, wenn auch nicht so deutlich wie der alte Karlsen.“

„Das meinten auch die Uebrigen,“ sagte Richard, „nur ich allein erlaubte mir bescheidene Einwendungen zu machen, indem ich das Gefährliche eines solchen Glaubens hervorhob. Denn, was man auch sagen mag, Nutzen hat Niemand davon, wohl aber schwächt der feste Glaube an solche Spiegelungen — denn etwas Anderes sind jene spukhaften Erscheinungen sicher nicht — die Kraft des Willens und untergräbt jeden festen, männlichen Entschluß, was wieder eine Menge nachtheiliger Folgen hat und wohl auch die erste und letzte Veranlassung zu einem Unglücksfalle werden kann.“

„Nun, und was meinte Jarl Karlsen zu dieser Behauptung?“ fragte der Landvoigt.

„Sie können leicht denken, daß ich an ihm einen sehr ungläubigen Zuhörer fand,“ fuhr Richard fort. „Es mangelte ihm nicht an Beispielen, seine Erzählung zu erläutern, und da sich auch unter den Anwesenden Mehrere befanden, denen Aehnliches begegnet sein wollte, so hatte ich als Vereinzelter keinen ganz leichten Stand. Im Laufe des Gespräches nun erwähnte Karlsen auch des Braderuper Lichtes.

Ich wette, sprach er, das macht heute Abend, so wie es finster ist, seinen Umgang."

„Und ich verspreche," sagte ich lachend, „das Licht zu haschen und es mit nach Hause zu tragen. Könnte man's immer brennend erhalten, so wäre das die herrlichste Lichtersparung von der Welt."

„Spotte nicht, guter Junge," warnte Jarl Karlsen, „Du wärst nicht der Erste, den unzeitiger Uebermuth in's Unglück gestürzt hätte."

„So sprachen und stritten wir noch geraume Zeit hin und her, die Gläubigen des alten Strandvoigtes Ansicht vertheidigend, ich für die Ueberzeugung kämpfend, alle mit abergläubischer Scheu betrachteten Erscheinungen unseres Nordens ruheten auf natürlichem Grunde und ließen sich, wolle man nur die Mühe der Untersuchung nicht scheuen, auch auf allgemein gültige Naturgesetze zurückführen. Endlich trennten wir uns und ich schlug, in gerader Richtung die Dünenwüste durchschneidend, den Rückweg nach Kempen ein."

„Die wallenden Nebel, das Brausen des Südwestwindes, der ferne Donnerschlag der Brandungswogen hinter den Dünen konnte eine furchtsame Natur mit Angst erfüllen; die sonderbar geformten Nebelgebilde, die, bald dicht am weiß schimmernden Dünenfelde hinkriechend, bald ringenden Riesen gleich

an mir vorüberstürzend, von West nach Ost wogten, weckten die Einbildungskraft, blieben aber nichts desto weniger nur Schattenbilder zerflatternder Wolkenschleier. Auch die Klagetöne des Kiebitzes, das ängstliche Rufen der Möwen und mancher anderen auf unserem Eilande heimischer Vögel vermochten nicht, mich zu täuschen oder gar zu beunruhigen. Ich ging an Kempen vorüber, ohne irgend etwas Besonderes gesehen zu haben. Seltsam und, ich gebe es zu, mit dem Schleier des Geheimnißvollen umwoben, erschienen von Ferne nur die Heldengräber der Haide zwischen Kempen und Braderup. Auf dem Hügel des Königs Ring tanzte lange Zeit eine dunkle Wolkenmasse, die sich in verschiedene Formen verwandelte. Einmal glich sie täuschend einem Schiffe mit schief stehendem Maste und bauschendem Segel, und am Fuße dieses Nebelmastes flimmerte es von elektrischem Feuer, aus dessen Sprühen ich mit Leichtigkeit ein Menschenbild mit zackiger Strahlenkrone gestalten konnte. Wenn ich nun aus diesem Dunstgebilde den König Ring mit seinem Schiffe machen wollte, wie er emporstieg aus seiner tausendjährigen Gruft und im Zwielicht über die Haide dem surrenden Meere zusteuerte, wer hätte es mir verwehren können? Ich aber sah eben nur mit dem Winde kämpfende Wolken und freute mich an

der bildnerischen Macht der Elemente. Erst wenige Minuten vor Braderup, dessen Häuser ich im Nebel nicht entdecken konnte, blitzte wirklich mitten in der Haide ein großer heller Lichtknoten auf. Diese Helligkeit stand kurze Zeit still, dann lief sie quer über die Grabhügel gegen die Küste und kam mir so nahe, daß ich dem Reize, ihr zu folgen, nicht widerstehen konnte."

„Es war das „wilde Feuer," ich wette!" fiel Dethlessen ein.

„Ohne Frage," fuhr Richard fort. „Das wandelnde Licht war eine phosphorescirende Flamme, das einzige Irrlicht, das in feuchten Abenden und Nächten die Haide aushaucht, und dessen Wanderpfad gewöhnlich von der Richtung des Windes abhängig ist. Hätte ich die Flamme ruhig weiterhüpfen lassen, so kam ich eine Stunde früher hier an, weil ich aber Thor genug war, dem kernlosen Schimmer, so schnell meine Füße mich tragen wollten, zu folgen, um ihn einzuholen, kam ich in's Stolpern und glitt, ehe ich es ahnte, den steilen Abhang der Küste hinunter. Auf dem fetten Kleiboden des Watt, das von den ersten Fluthschauern weißlich-grau überrieselt ward, fand ich mich erst wieder. Das Licht war erloschen, ich aber hatte in dem fetten Schlamme genug herum zu waten, um

festen Boden zu gewinnen. Wie arg das schelmische Licht mich angeführt hat, lehrt das Aussehen meiner Kleidung."

„Sie konnten auch um's Leben kommen," sagte die würdige Gattin des Landvoigtes. „Besser ist's immer, man unterläßt solchen Vorwitz."

„Dann hätte Jarl Karlsen Recht behalten und der von Dir so scharf bekämpfte Aberglauben eine Wurzelfaser mehr in das Herz des Volkes gesenkt," ergänzte Capitän Peter.

„Man wird Ihnen künftig einen Socius mitgeben müssen, Sie Böser," meinte Constanze, „der Ihre Schritte genau überwacht. Ich mag gern muthige Männer leiden, mit den Tollkühnen dagegen vertrage ich mich weniger gut. Und nun gar mit solchen, die mir die schönen poetischen Sagen meiner lieben Heimath so geflissentlich todtschlagen wollen. Dergleichen sollte gar nicht geduldet werden."

„Im Ernst, Fräulein?" fragte Richard. „Ist es denn ein Verbrechen, die Geheimnisse der Natur zu erforschen?"

„Nein, mein vielgereister Herr Steuermann," erwiderte Constanze, „das Forschen erlaubt man Ihnen, aber das Nachlaufen hält man für unnützen Uebermuth."

„Der vielgereiste Steuermann," versetzte Richard



scherzend, „verspricht, sich zu bessern und bittet nur um die Erlaubniß, das rein Poetische in dem Kreise unserer Sagen scheiden zu dürfen von dem Verderblichen, das die Verpuppung des Volksglaubens ihm als fremdartigen Stoff angehängt hat.“

„Eine schwere Aufgabe, die kaum zu lösen sein wird.“

„Doch, mein Fräulein,“ versetzte Richard. „Ich kann unmöglich Poesie in der felsenfest wurzelnden Ueberzeugung der Menge finden, daß Fluth- und Thalkälber an den Dünen von Hörnum als wirkliche Gestalten sichtbar wurden, um den Insulanern Kunde zu geben von nahe bevorstehenden Schiffbrüchen und Strandungen, aber ich finde es reizend und der schöpferischen Phantasie eines seefahrenden Volkes ganz angemessen, sich das Weltall als ein vom Allvater geleitetes Schiff zu denken, dessen Bemannung die Menschen bilden, das von ihren Thorheiten in tausendfache Gefahr gebracht, immer aber von der Weisheit Allvaters gerettet wird; dessen Takelage die Menschen voll Uebermuth und Jugendlust besteigen, und als alt und grau gewordene müde Greise wieder verlassen. Die schöne Sage von den ewigen Jungfrauen, welche allabendlich die untergehende Sonne in leuchtende Sterne zerschneiden, damit der Nacht ein Abglanz des Tages verbleibe,

zeugt von dem sinnigen Gemüthsleben unserer Altvordern und erfreut uns noch heute, wogegen ich den triefend am Strand umher schleichenden Gongern, in denen die Seelen Ertrunkener sich ergehen sollen, wenig Geschmack abgewinnen kann. Jenes ist das Bild einer poetisch gestalteten Welt, dies ist nichts als düsterer Aberglaube, der zugleich erschreckend und deprimirend auf die Gemüther wirkt."

Vielleicht war diese Auffassung des nordfriesischen Sagenkreises den anwesenden Vertheidigern des Aberglaubens zu neu, um Widerspruch bei denselben hervorzurufen, wenigstens hatte weder der Vater Richard's, noch die übrigen auf seiner Seite Stehenden etwas dagegen einzuwenden. Nur Constanze schwieg nicht. Mit feinem Lächeln versetzte sie:

„Man hört es Ihnen an, daß Sie fremde Länder gesehen, viel unter Völkern südlicher Climate gelebt haben. Gewiß ist dies nur gewinnbringend und trägt bei zu allseitiger Ausbildung der uns verliehenen Geistesgaben. In dieser Beziehung bedauere ich Alle, die durch die Verhältnisse oder durch ihre beengte Stellung in der Welt gezwungen sind, immer nur heimathlichen Boden zu betreten, immer nur Heimathluft zu athmen. Andererseits aber macht die Anschauung einer heiteren Welt, eines glücklicheren Clima's Manche auch wieder ungerecht gegen die

eigene Heimath und läßt sie deren Vorzüge verkennen. Sie müssen es meiner Heimathliebe zu Gute halten, Herr Steuermann, wenn ich glaube, daß auch Sie von diesem allgemeinen Fehler aller weit Gereisten nicht frei sind. Die Nebel unseres nordischen Himmels gefallen Ihnen weniger, als der tiefblaue Glanz der Luft in Rio de Janeiro oder Buenos Ayres, und darum, dünkt mich, behagt Ihrem an heitere, poetische Gebilde gewöhnten Geiste auch nicht mehr die meist düstere, oft sogar schauerliche Färbung der nordisch-germanischen Sagen."

„Es mag ein Körnchen Wahrheit in Ihrer Bemerkung liegen," erwiderte Richard, „der Vorwurf der Ungerechtigkeit gegen mein Heimathland trifft mich jedoch nicht. Das Schöne bleibt immer schön, das Poetische immer poetisch, mag es am wilden Nordcap oder am Golf von Palermo entstanden sein. Nicht gegen die nordischen Phantasiegebilde überhaupt richtet sich meine Polemik, sondern gegen das Unschöne und Unpoetische darin, was eben eine von innerem Entsetzen erfüllte Einbildungskraft erzeugt hat."

„Würde damit nicht das Charakteristische unserer Sagen verloren gehen?" warf Constanze ein.

„Ich glaube nicht."

„Und ich befürchte es. Mir kommt dies vor, als stellte man an den mehr ernsten Charakter des

Nordländers die Forderung, er solle, um voller, ganzer Mensch zu sein, dem lebhaften, zu Scherz und Ausgelassenheit stets aufgelegten Südländer gleichen. Wie der Mensch, so die Welt seiner Sagen, und wie die Natur, so der Mensch. Clima und Charakter sind innig verwandte Dinge, und da Clima und Charakter eines Volkes die Sagen des Landes, das es bewohnt, unwillkürlich machen, so ist es wohl Selbstfolge, daß beide einander verwandt sein müssen."

Richard verharrte einige Augenblicke in nachdenklichem Schweigen, denn die Wahrheit des eben Gehörten leuchtete ihm ein. Sein Vater, ein eingefleischter Nordländer und unbedingter Verehrer des friesischen Aberglaubens, hielt dies für Geschlagensein und war innerlich darüber erfreut.

„Das ist brav," sprach er, die Hand der schönen Constanze liebkosend. „Setzen Sie dem widerhaarigen Jungen tüchtig zu, er hat's verdient. Und muß er jetzt vor Ihnen zu Kreuze kriechen, so gibt das später einen bessern Ehemann."

Diese Bemerkung des etwas derben Capitäns, die beinahe klang, als habe er unbemerkt aus der Schule geplaudert, verursachte bei den Aeltern große Heiterkeit, während Constanze dadurch sichtlich in Verlegenheit gerieth. Sie verließ ihren Platz neben

Richard, machte sich etwas zu thun, und schob, als sie wiederkam, einen Sessel an die Seite ihrer Mutter.

Durch diese Unterbrechung ließen beide Theile das Gespräch fallen, der Strandvoigt Dethlefsen gab sich indessen nicht zufrieden. Zu seinem Freunde, dem Landvoigte gewandt, sagte er:

„Ich kann und mag's nicht entscheiden, wer von den beiden jungen Leuten Recht hat, so viel jedoch weiß ich, daß das Abläugnen, das Bezweifeln und gar erst das Bespötteln derjenigen Erscheinungen, welche bis jetzt noch keines Menschen Witz zu erklären vermochte, immer Unglück nach sich gezogen hat. Wer dergleichen wagt, der frevelt, und aller Frevel bestraft sich früher oder später.“

„Sie wollen damit doch nicht behaupten, daß mich das „wilde Feuer“, sollte es mir nochmals in den Weg laufen, zu Asche verbrennen wird?“ versetzte lachend der junge Steuermann.

„Du wirst jedenfalls gut thun, ihm aus dem Wege zu gehen.“ sprach ziemlich ernst der Strandvoigt. „Brennt's Dich nicht, so bricht's Dir doch wohl gelegentlich Arm' und Beine.“

„Gott bewahre!“ rief Constanze. „Es ist ja doch hoffentlich kein böser Geist, der irrend umherwandern muß, bis er seine Vergehungen auf Erden abgebüßt hat?“

„Weiß ich nicht, liebes Kind," erwiderte Dethlessen, „es ist aber vorgekommen, und ich selbst kann mich dessen noch aus früher Jugend erinnern, daß ein übermüthiger Bursche den Dikjendälmann, als er über die Spitzen der Dünen fortschritt, mit hoch erhobener Hand Gerechtigkeit vom Himmel fordernd für den grausen Mord, den räuberische Strandbewohner an ihm und den Seinen verübt, zurief, sich selbst Gerechtigkeit zu nehmen, wenn er kein Faselhans oder bloßes Dunstgebilde, sondern ein respectabler Geist sei. Zwar verwiesen die Umstehenden dem frechen Burschen seine frevelnde Rede, es half aber nichts. Je mehr man dem, freilich durch starke Getränke etwas Aufgeregten, zuredete, er möge doch Vernunft annehmen und schweigen, desto entsetzlichere Worte stieß er aus. Das Gespenst stand unbeweglich unweit Rantum auf einer Düne. Uns Andern wollte es scheinen, als drohe der erhobene Arm herab auf den Frevler. Der aber lachte und schrie hinauf: Ich komme gleich, Dikjendälmann, und will sehen, ob ich Dich aus Deinen schattigen Kleidern herausstrippsen kann! Da half kein Halten, kein Zureden, der halbwilde Mensch rannte die Düne hinauf, ging auf das Gespenst los, rang mit ihm und stürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden. Der Dikjendälmann aber schritt weiter von Düne

zu Düne und verschwand erst später in trüber Ferne. Am andern Morgen fand man den Burschen in einem kesselförmigen Dünenthale mit umgedrehtem Halse."

„Sehr begreiflich," erwiderte Richard. „Wenn ein Betrunkener die steilen Abhänge einer festen Sanddüne kopfüber hinabstürzt, weil er an einem Wolkenkörper keinen Halt findet, so muß er sich dabei wohl das Genick brechen."

„O, über Dich Ungläubigen!" rief ganz verdrießlich Dethleffsen, während der Landvoigt, sich eine Pfeife anzündend, ganz gemüthlich lachte.

„Auf die Gefahr hin," fuhr Richard fort, durch des Landvoigtes Beifall ermuntert, „möchte ich mich auch wohl anheischig machen, dem Braderuper Lichte zu Leibe zu gehen, nicht etwa in trunkenem Muthe oder um Albernheiten zu treiben, sondern nüchtern und kühlen Blutes, damit Ihr sehen könntet, daß ein brennender Dunst, mit dem man karambolirt, höchstens einige Fettflecke macht, nicht aber unschuldigen Menschen die Hälse umdreht oder Arm' und Beine zerschlägt."

„Thu's nicht, Richard," sagte sein Vater. „Es liegt keine Nöthigung dazu vor, und was man in solchen Dingen zu thun nicht nöthig hat, das soll man fein bleiben lassen."

„Für gewöhnlich zugegeben, doch nicht für immer,“ sprach Richard. „Was meinen Sie, Herr Landvoigt?“

„Das weißt Du längst,“ erwiderte der Gefragte. „Das Braderuper Licht, in welchem die Sylter einen spukenden Geist sehen, ist ein Irrlicht, ein leuchtender Dunst, nichts weiter, und wenn Dir's Vergnügen macht, den Ungläubigen dies bei Gelegenheit zu beweisen, so kann ich Dir's nicht verdenken. Thorheit und Aberglauben lassen sich nur dadurch zerstören, daß man durch die That darthut, sie seien nichts als eitel Schein und Wahn.“

„Nun denn, so verspreche ich, diesen Beweis zu liefern,“ sagte Richard.

„Bitte, thun Sie's nicht!“ fiel Constanze ein. „Sie könnten Unglück haben! Sind Sie doch heute schon nur mit genauer Noth einem Beinbruche oder noch etwas Schlimmerem entgangen.“

„Seien Sie unbesorgt, ich sehe mich vor,“ erwiderte Richard. „Mich treibt kein Uebermuth, nur der Drang, etwas für übernatürlich Gehaltenes auf sein richtiges Maß zurückzuführen. Darum sage ich auch nicht: ich halte mein Versprechen morgen oder an einem bestimmten Tage, nein! Wenn der Zufall es gerade fügt, und in mir selbst die Neigung sich regt, meine Aufgabe zu lösen, werde ich am Platze

sein. Wer dann Zuschauer, oder noch besser, Mithelfer sein will, der mag mich begleiten."

Constanze war mit diesem, ihrer Meinung nach mindestens unnützen Vorhaben gar nicht einverstanden. Auch ihre Mutter hatte keine Freude daran. Als eben so denkende Verbündete standen ihnen der Strandvoigt und Richard's eigener Vater zur Seite. Sie hätten auch wohl zuletzt durch Zureden und Bitten den jungen Seemann auf andere Gedanken gebracht, wäre nicht der Landvoigt mit seinen kurzen und zuweilen sogar spöttischen Bemerkungen dazwischen gefahren. Richard ward dadurch gereizt und immer mehr in der Ausführung seines Vorhabens bestärkt. Es trat zuletzt eine Art Verstimmung ein zwischen den Andersdenkenden, und um nicht ein längst geknüpftes inniges Freundschaftsband durch so zufällige Differenzen zu lockern, ließen Alle die Sache auf sich beruhen. Jeder mochte im Stillen denken, es werde entweder an einer passenden Gelegenheit fehlen, das gegebene Versprechen zu halten, oder Richard werde es vergessen. Vielleicht auch führte eine neue Seereise ihn früher wieder auf's Weltmeer, als es diesmal der mit allerhand Plänen schwanger gehende Vater und noch manche andere Persönlichkeit in Keitum, Tinnum und Winningstedt wünschte.

Die kleine Gesellschaft beim Landvoigte trennte

sich spät. Als Peter mit Richard seinen leichten Wagen bestieg, spannte sich ein glänzender Sternenhimmel über die Insel aus, und ein wunderbar heller Duft fluthete um die zahllosen steilen Sandspitzen der schneeweißen Dünen. Richard's Auge ruhte mit Wohlgefallen auf diesem feenhaften Landschaftsbilde, indem er befriedigt ausrief:

„Ja, das ist schön. In solchem Anblick ruht eine Welt voll Poesie!"

---

2. Halsjunkengänger.

„Also künftiges Frühjahr, lieber Richard, wenn der neue Schooner „die Hoffnung“ mit Dir als wohlbestalltem Hamburger Capitän am Bord seine erste Reise nach Westindien antreten wird. Meine Hand darauf, daß ich Wort halte.“

Diese Worte richtete einige Wochen nach dem mitgetheilten Gespräche in dem geschilderten kleinen Abendzirkel der Landvoigt an den jungen Mann, dessen Kenntnisse er hochschätzte, den er seines gesunden Urtheils halber längst schon liebgewonnen hatte. An dem freudestrahlenden Gesichte Richard's konnte man sehen, daß es sich hier um die Erlangung eines großen Glückes handeln mußte. Worin dies bestand, ward alsbald offenbar, da auf den Ruf des Landvoigtes das Nebenzimmer sich aufthat, und Constanze an der Hand ihrer Mutter, erröthend zwar, doch auch freudig bewegt, herein trat und dem jugendlichen

Seefahrer als Verlobte zugeführt ward. Das jugendliche Mädchen trug zur großen Freude ihres Bräutigams die auf Sylt bei vielen Seefahrer-Familien damals noch übliche Frauentracht, deren besonders charakteristische Bestandtheile das schneeweiße Kopf- und Brusttuch waren. Das Kopftuch namentlich verleiht den edlen Gesichtern der meistentheils hoch gewachsenen und schlanken Sylterinnen eine Würde, die an Majestät streift, wenn es das Gesicht ganz frei läßt, und nur das Haargeflecht und den Nacken der Trägerinnen gleich einer flockigen Wolke bedeckt. Andererseits gibt es den schönen Sylterinnen den Anstrich nonnenhafter Demuth und Ergebenheit, sobald sie ihr Antlitz mit dem Tuche bis fast an die Augen verhüllen, was sie am liebsten des Abends thun, sei's auf Spaziergängen, sei's bei nachbarlichen Besuchen. Constanze, wie wir schon bemerkt haben eine Verehrerin alter Sitten, wenn sie auf friesische Eigenthümlichkeiten sich gründeten, legte diese Nationaltracht stets an Festtagen oder bei feierlichen Gelegenheiten an, und schon deshalb konnte sie jetzt, wo sie als Braut in Richard's offene Arme eilte, kein anderes, am wenigsten ein modernes, von irgend einem speculativen Schneider der französischen Hauptstadt erfundenes Kleid neuester Façon tragen.

„Wir haben uns vollkommen geeinigt," sagte

der Landvoigt zu seiner Gattin, während die beiden Verlobten in leisem Geflüster das Glück des eben erlebten Augenblickes genossen. „Künftiges Frühjahr vor Eröffnung der Schifffahrt ist öffentliche Verlobung, im Herbst, wenn der junge Capitän von seinem ersten Ausfluge zurückkommt, richte ich in alt-friesischem Style die Hochzeit aus. Mein Haus ist noch eins von den wenigen, die eine große Thür, eine „Ebberthür“ besitzen. Aus dieser „Ebberthür“ wollen wir stolzen Nackens und mit aufgerichtetem Haupte ziehen, um zu zeigen, daß wir nicht nur freie Friesen sind, sondern es auch zu bleiben gedenken unter allen Umständen, will's Gott, bis die Nordsee die letzte Düne von Sylt hinweggespült.“

Richard blieb bis zur Dämmerung bei seinen zukünftigen Schwiegerältern, unendlich glücklich in dem Bewußtsein, das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben. Sein Vater, der sich ein hübsches Vermögen erworben hatte, ließ ihm den schon erwähnten Schooner bauen, den Richard künftiges Jahr als Capitän und Rheder in einer Person über den Ocean führen sollte. Constanze, des Landvoigtes einzige Tochter, brachte dem Geliebten ebenfalls einen ansehnlichen Brautschatz mit, und so schienen denn alle Bedingungen zu einem in jeder Beziehung glücklichen Ehebunde vorhanden zu sein.

Als Richard bald nach Sonnenuntergang sich zum Aufbruche anschickte, wollte Constanze ihn nicht gehen lassen. „Warum so frühzeitig?“ fragte sie. „Hast Du noch Geschäfte?“

„Geschäfte eigentlich nicht, trautes Herz,“ versetzte der Seemann, „ich habe nur versprochen, ein paar Bekannte heute Abend auf ihren Nachtspaziergängen zu begleiten. Du weißt, wir leben jetzt mitten in der Zeit des Schwärmens.“

„Kommt man noch immer nicht zurück von dieser Sitte?“ sagte Constanze.

„Ich glaubte, sie sei längst erloschen, da ich seit einigen Jahren nichts mehr davon gehört habe. Ich muß bekennen, so lieb und werth mir die ehrwürdigen Gebräuche unseres kleinen Völkchens auch sind, den aus heidnischer Vorzeit sich herschreibenden „Halfjunkengängen“ habe ich niemals Geschmack abgewinnen können. Du wirst Dich doch nicht übernehmen?“

„Im Gegentheil, liebe Seele, ich will Acht geben, daß meine jungen übermüthigen Freunde Scherz und Lust nicht übertreiben. Dabei will ich Dir im Voraus sagen, daß Du nicht ganz ungeneckt davon kommen wirst. Ich würde Anlaß zu Streit geben, wollte ich es verhindern. Denkt man Dir also einen Besuch zu, so befinde ich mich mitten unter den Schwärmern, was Dich beruhigen mag.“

„Macht nur keinen Lärm, ich bitte!“

„Etwas Musik mußt Du dankbar hinnehmen. Ich will schon dafür sorgen, daß die jungen überlustigen Gesellen die beliebte Neckerei am Hause des Landvoigtes in ein ganz erträgliches Ständchen verwandeln.“

Constanze war beruhigt und ließ den Geliebten vertrauensvoll gehen. Unter der Thür warf sie einen Blick auf die raschziehenden, dunkeln Wolken.

„Die Luft ist stark bewegt, dünkt mich,“ sagte sie gedankenvoll. „Wir haben heute Springfluth; es wird doch kein Unglück geben?“

„Wie sollte es?“ versetzte Richard. „Es weht ein ganz gewöhnlicher steifer West, und etwas Windgebraus und Fluthgebrüll gehört wesentlich mit zu einem Halfjunkengange alten Styls.“

Heiter trennten sich die Liebenden: Richard bog nach dem Erdwalle ab, der allein noch übrig geblieben ist von der alten, zur Zeit der friesischen Seezüge berühmten Burg von Tinnum, um deren unscheinbare Trümmer Geschichte und Sage ihre geschwisterlichen Ranken schlingen. Dann ging er vorüber an den „heiligen Hügeln“, im Friesischen „Winjshoger“ genannt, weil die alten Seefahrer von Sylt auf den Gipfeln derselben dem Gott der Winde (Winj), bevor sie ihre Schiffe bestiegen, bei nächtlicher Weile unter

Gesang und Tanz Opfer darbrachten. So erreichte er Keitum, den Hauptort der Insel, wo er in der Nähe des Kruges, oder Gasthauses, wenn man will, einige seiner Freunde bereits harrend fand. Die jungen Männer gingen in bequemer Matrosenkleidung, trugen als Kopfbedeckung den praktischen Südwester, und hielten Masken in Bereitschaft, um nöthigenfalls sich unkenntlich machen zu können. Auch führte Jeder einen derben Knotenstock, den man allenfalls Knittel nennen konnte.

„Du kommst ja spät, Richard," sprach Adam Knudsen, der Sohn eines Nachbars aus Winnigstedt, „ich hatte schon Lust, den Reigen ohne Dich zu beginnen."

„Wir werden noch zeitig genug müde und heiser dazu werden," versetzte Richard, „denn allzu freigebig im Tractiren sind heutigen Tages die Sylter Schönen nicht mehr."

„Die Geizigen sollen von unserer Ausgelassenheit schwer zu leiden haben," betheuerte Knudsen, worauf sich leise lachend die Gesellschaft auf den Weg machte und bald zu einem Trupp anwuchs. Denn da und dort ward mit leisem Finger an einen Fensterladen geklopft, und immer rief derartiges Klopfen wenigstens einen Halfjunkengänger mehr auf die windige Straße.

Um denjenigen unserer Leser, die mit den selt-

samen Sitten und Gebräuchen der Inselfriesen gänzlich unbekannt sind, verständlich zu werden, ist es nöthig, einen Blick in die Vergangenheit der Nordfriesen zu werfen. Diese Sitten weichen von denen der Festlandsbewohner merkwürdig ab, vergegenwärtigen uns aber doch jetzt in ihrer Eigenthümlichkeit die ganze Charakterfestigkeit und den gewaltigen Unternehmungsgeist dieses unverwüstlichen Inselvölkchens.

Der Halfjunkengang ist eine uralte friesische Sitte. Er entspricht im Wesentlichen, jedenfalls was Zweck und Entstehung betrifft, dem Kiltgange der Schweizer. Besuche der jungen Seefahrer bei bekannten Mädchen oder bei Geliebten während der langen nordischen Herbst- und Winternächte mögen die erste Veranlassung zu dieser Sitte gegeben haben. Später erweiterten sich diese mehr in stiller Heimlichkeit gepflogenen Besuche zu lauten Gelagen, bald da, bald dort. Endlich opferte Jugendübermuth und das Bedürfniß nach Unterhaltung lärmender Art, wie der ungebildete Seemann sie vorzugsweise liebt, die Ruhe der meisten Nächte den ausgelassensten Scherzen in und außer dem Hause. Maskenumzüge, Mummereien, Scheingefechte, die oft genug in tödtliche Schlägereien ausarteten, bisweilen auch wohl Tanz- und Gesangübungen in einem befreundeten Zirkel, öfter noch Neckereien der Schwärmenden unter einander, was

zu weiten Wanderungen auf Haide und Dünen Veranlassung gab, bildeten den wesentlichen Inhalt der Halfjunkengänge.

Mit fortschreitender Bildung und mit Einbürgerung feiner Sitten auch auf den friesischen Inseln, kam der Gebrauch im achtzehnten Jahrhundert so ziemlich in Verfall. Es vergingen oft lange Jahre, ohne daß es den jungen Seefahrern, welche den Winter auf ihren heimathlichen Eilanden verlebten, einfiel, der uralten Sitte zu gedenken. Nur wenn der Zufall recht viele Seeleute unerwartet zusammenführte und in der schlechten Jahreszeit festhielt bei ihren Aeltern, Verwandten oder Freunden, erinnerte man sich wohl des alten Gebrauches, und um die Sitte, als eine national-friesische, nicht ganz veralten und abkommen zu lassen, hielt man dann wieder einige „Halfjunkengänge.“

Diesem Herkommen gemäß betheiligte sich auch Richard an der für diesmal wieder in's Leben gerufenen Schwärmerei, und da sich die jungen Leute vorgenommen hatten, die Halfjunkengänge genau im Style ältester Traditionen abzuhalten, so ließen die eigentlichen Anstifter derselben Keinen ruhig daheim, dem sein Alter das Recht gab, sich an dem wunderlichen Vergnügen zu betheiligen.

So wuchs der Schwarm der jungen Leute an-

sehnlich an, und der Possen und Schelmereien durch Erschrecken spinnender Mädchen, durch keckes Eindringen in das Innere der Häuser, durch rasch improvisirte Tänze gab es genug. Dinge schlimmer Art oder wirklich tadelnswerthe Handlungen, wie dergleichen wohl in früherer Zeit vorgekommen waren, unterblieben indeß. Richard's Einfluß mochte in dieser Hinsicht nicht ganz wirkungslos sein.

Gleich in den ersten späteren Abendstunden erschien der muntere Trupp der Halfjunkengänger vor dem Hause des Landvoigtes. Ein dreimaliges Hoch auf die schöne junge Braut, „die Dünenrose", wie Einige sie nannten, und ein ganz leidlich anzuhörendes Ständchen waren die einzigen Störungen der Nachtruhe in der Landvoigtei, und man mußte zugeben, daß diese mehr einer galanten Huldigung glichen.

Die müßigen Seeleute zogen darauf weiter, um auch anderwärts einzusprechen und die finstere Nacht zu durchjubeln. Inzwischen war die Fluth eingetreten. Gleichzeitig hatte sich ein starker Wind erhoben, welcher die Wogen der Nordsee zürnend über die Watten rollte. Die Strandwächter bemerkten daß die Meereswellen höher als gewöhnlich gingen und aller Wahrscheinlichkeit nach eine Ueberfluthung der niedrig gelegenen Feldmarken bei vollem Hoch-

wasser zu befürchten stand. Sie gaben die üblichen Signale, um die Bewohner der Insel auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Diese von der Natur erzeugte Störung überraschte die Halfjunkengänger mitten im Taumel der Lust.

Damit war der Nachtschwärmerei sofort ein Ziel gesetzt. Dem Ernst des Lebens folgend, eilten sämmtliche Seeleute dem Strande zu, um sich von der Größe der etwa drohenden Gefahr zu überzeugen. Sie gewahrten bald, daß ein wirkliches Unglück nicht zu befürchten sei. Die steigende See raste nicht verwüstend durch Aecker und Wiesenland, sondern trieb nur wie zum Scherz ihre weißen Schaumstrudel kräuselnd darüber hin. Dennoch mußte man Vorkehrungen zur Sicherung einzelner Wohnungen treffen, damit die bereits in den Winterhürden gehaltenen Schaafe nicht verloren gingen. Die Hürde des Landvoigtes war vorzugsweise den verderblichen Wirkungen hoher Springfluthen ausgesetzt, und rund um diese leckten und spülten auch jetzt bereits die salzigen Wogen.

Ereignisse solcher Art treffen Männer wie Frauen, das Alter wie die Jugend gleich schwer, und sind deshalb Veranlassung, die Einwohner der friesischen Inseln aus dem sichern Schutze ihrer Häuser, mag die Natur noch so heftig stürmen, in's Freie zu

locken. Der Landvoigt war schon an dem bedrohten Punkte, als Richard mit seinen Gefährten eiligen Schrittes daselbst eintraf.

„Sind die Schaafe geborgen?“ fragte er seinen zukünftigen Schwiegervater.

„Die meisten“, erwiderte dieser ruhig, „nur die beiden weißen Lieblingslämmer Constanzen's, ein Zwillingspaar, befinden sich noch in der Hürde, und ich zweifle beinahe, daß es möglich sein wird, sie aus dem Schwall zu retten. Hörst Du, wie kläglich sie gleichsam um Hülfe rufen?“

Da traf auch Constanze in ihrer friesischen Nationaltracht, die ihr das Ansehen einer Nonne gab, in Begleitung ihrer Mutter am Strande ein.

„O meine lieben weißen Lämmer!“ rief sie schmerzerfüllt. Wie sie rufen und klagen! Wer unternimmt es, die unschuldigen armen Dinger zu retten?“

„Ich, Constanze, ich rette sie!“ sprach entschlossen ihr Verlobter.

„Du, Richard? Nein, nein! Das gebe ich nicht zu; wenn Du uns verunglücktest!“

„Besser, ich wage etwas für Dich, als ein Anderer“, erwiderte der Seemann. „Uebrigens ist keine Gefahr dabei; die Wogen können mich höchstens durchnässen, nicht fortspülen.“

Constanze wollte Richard zurückhalten, allein der starke junge Mann riß sich los, watete durch die tobende Brandung, daß der Schaum an ihm emporsprühte, wie an einem wandelnden Felsen, und erreichte glücklich die Hürde. Eine kurze Zeit sah man ihn nicht mehr, dann tauchte er wieder auf dem Dunkel des Daches auf, die blökenden Lämmer schwimmend hinter sich fortziehend. Schon glaubten Alle den starken Mann mit den Lämmern geborgen, da stürzte eine hohe Woge heran, zerschlug die Hürde und spülte, rückwärts fluthend, Balkentrümmer und Strohbedachung hinaus in's wogende Meer.

Constanze stieß einen lauten Schrei aus und lehnte sich, die Augen vor Schreck schließend, auf den Arm ihres Vaters.

„Es ist nichts," sagte dieser, „Richard ist ein gewandter Schwimmer, er ringt sich heraus aus der Brandung, wenn auch vielleicht mit Aufopferung Deiner Lämmer."

Schon hatten die übrigen anwesenden Seeleute einen Nachen flott gemacht und warfen sich jetzt hinein, um dem Gefährdeten zu Hülfe zu eilen. Da tauchte die Gestalt Richard's aus den Schaumstrudeln wieder auf, die ihn fast bis an die Schultern umspülten. Ruhig schritt er dem festen Strande zu, den er auch bald, wenn schon nicht ohne große Anstrengung er-

reichte. Sein starker Arm hatte trotz des gewaltigen Wogenschlages das Tau, an welches die Lämmer befestigt waren, nicht losgelassen. Wohlbehalten führte er sie Constanzen zu, die ihm lachend und weinend zugleich um den Hals fiel.

3. Der Dünengeist.

Dieser Vorfall verstärkte wo möglich noch das zarte Seelenband, das die Liebenden mit seltener Innigkeit umschlang. Richard war ein täglicher Gast der Landvoigtei und auch sein Vater ließ selten eine Woche vergehen, in der er nicht von seinem stillen Landsitze zu Winningstedt nach Tinnum ein paar Mal, besonders in den Nachmittagsstunden wanderte.

Touren solcher Art sind für den Naturfreund zu jeder Jahreszeit interessant, denn Sylt gehört zu den merkwürdigsten Inseln der stürmischen Nordsee. Ihr Dünengebirge legt sich im Westen als schirmender Wall gegen den Andrang der Wogen um die bewohnten Inselstriche, und erscheint, obwohl die höchsten Dünenspitzen kaum hundert Fuß über die Meeresfläche empor ragen, doch in so grotesker, ja gigantischer Gestalt, daß man ein mit ewigem Schnee bedecktes Alpengebirge vor sich zu haben glaubt. Sonnenschein

und bedeckter Himmel, Sturm, Blitz und Regen tauchen diese, aus dem feinsten Sande zusammengewehten Hügel mit ihren nadelfeinen Zacken und kühn gebogenen Hörnern in die wunderbarsten Farben, und weil jeder anhaltende Wind, ja beinahe jeder stärkere Luftzug die Gestalt der Dünen verändert, da, wo eine Fläche war, binnen wenigen Stunden einen steilen Kegel anbaut, dort einen zerrissenen hohen Gipfel zerbricht und eine trichterförmige Höhlung auswühlt; so findet ein landschaftliches Auge schon im bloßen Anblicke der Dünen immer von Neuem Reiz und Befriedigung.

Ein Besuch dieser unübersehbaren Wüsten ist vielfach interessant und kann mit eigenthümlichen Genüssen verbunden sein. Nicht jeder Sylter liebt es aber, dahin zu wandern, weil die Meisten eine gewisse Scheu, ein heimliches Grauen davon abhält. Nur wenige wirklich Gebildete und außerdem Fremde, die in spärlicher Anzahl das entlegene Eiland betreten, zieht es in jene verrufenen Einöden.

Winningstedt liegt unmittelbar unterhalb des östlichen Abfalles der Dünen. Die nur mit großer Mühe angepflanzten Gärtchen des Ortes umspült die rieselnde Sandwelle und überstäubt sie sogar bisweilen.

An einem heiteren Herbsttage war Constanze mit ihren Aeltern bei dem Vater ihres Verlobten. Das

freundliche Sonnenlicht und das eintönige Surren der Brandung hinter dem Dünengebirge, dessen Abhänge grün schimmerten, als seien sie mit jungen Graskeimen bewachsen, erweckte in Allen das Verlangen, noch einmal die Dünen zu besteigen, um den majestätischen Anblick der See und eines hellen Sonnenunterganges zu genießen. Peter nahm sein weittragendes Fernrohr mit, und bald hatte die kleine Gesellschaft die unbedeutende, nur von Ferne ungemein hoch aussehende Hügelwand erstiegen. Die Aussicht war bezaubernd. Die ganze meilenweite Kette der Dünen lag nach Süd und Nord in glänzendem Sonnenlichte vor ihr. Das unendliche Meer glich einem Spiegel aus matt geschliffenem Silber. Ueber den zahlreichen Heldengräbern der braunen öden Haide fluthete ein zarter, bläulicher Duft, an dessen Saume die langen Reihen einzeln stehender Häuser von Kempen, Braderup und Keitum hoch in die Luft aufragten. Selbst einzelne hohe Wohnungen auf den Halligen zeigten sich gleich schwachen Schatten am Horizonte, was bisweilen in Folge eigenthümlicher Luftspiegelungen vorkommt, von den meisten alten Insulanern jedoch, die mit Zähigkeit an ihren abergläubischen Ueberlieferungen hangen, nicht für ein glückbringendes Zeichen gehalten wird.

Constanze schwelgte im Anschauen dieses groß-

artigen Gemäldes, denn großartig war es trotz des dürftigen Erdfleckens der sterilen Insel zu nennen.

„Und unsere Heimath soll nicht schön sein?" sprach sie, den Arm des Geliebten fester umschlingend. „Sprich, Richard, ob es etwas Gewaltigeres, etwas die ganze Seele mehr Erfassendes geben kann, als das Weltmeer, wenn es rauschend seine unendlichen Wogen zu unsern Füßen bricht! Ich kenne die übrige Welt nicht; ich habe nur gelesen und erzählen hören von den Wundern hoher Gebirge, von Gletschern und Eisfirnen, von Lawinen und Schneestürmen, und ich glaube gern, daß es den Sohn solch großer Berglandschaften immer heimwärts zieht, wenn ihn auch früher die Sehnsucht nach der Welt hinaus lockte in die Ferne. Schöner als einen unbegrenzten Ausblick auf das Meer kann ich mir doch nichts denken."

„Du hast Recht, Geliebte," erwiderte Richard. „Der Anblick des Meeres besitzt eine Zauberkraft, der in der That nichts zu vergleichen ist. Es entrollt sich vor unserm sinnlichen Auge das Bild der Unendlichkeit, das zugleich die unerfaßbare Allmächtigkeit des Weltschöpfers in sich schließt, und vor dem Auge des Geistes steigt das unenthüllte Geheimniß der Gottheit auf, die so zahllose Male von den Völkern des Alterthums wie der Neuzeit verkörpert, in neue Formen gekleidet und doch immer noch nicht Allen ver-

ständlich definirt worden ist. Im Anblicke des Weltmeeres fühlen, ahnen, begreifen, wissen wir Gott. Stellt den Zweifler, den Frevler, den Lästerer auf eine hohe Klippe am Strande des Meeres, laßt an seinem kalten höhnischen Blicke den heiligen Frieden einer Windstille bei Sonnenuntergange vorüber wandeln, und führt ihn abermals auf dieselbe Klippe, wenn der Sturm die Tiefe aufwühlt und brüllende Wassergebirge an das Gestade wirft, daß die Festen der Erde erbeben, und er wird, wenn nicht Gott erkennen und verehren, so doch kleingläubig und schüchtern in seiner eigenen Erbärmlichkeit sich zu verstecken suchen. Ja, Constanze, unsere Heimath ist schön, und doch gibt es noch viel, viel schönere Gegenden auf Erden!"

„Schönere gegenüber diesem Bilde?" fragte zweifelnd das glückliche Mädchen.

„Ja, geliebtes Herz! Es ist dies der große Ocean unter der tropischen Sonne, überspannt von einem tiefblauen Himmel, vom Gipfel eines hohen, mit den farbigen Pflanzen und Bäumen der heißen Zone bewachsenen Berges betrachtet. Gegen die Macht eines solchen, die höchste Majestät der Natur enthüllenden Bildes verschwindet Alles, was Du hier siehst, wie denn überhaupt die Welt des Nordens der Pracht der Tropen nicht entfernt zu vergleichen ist."

„Das hört sich ja beinahe an wie ein Lied der Sehnsucht nach jener fernen Herrlichkeit,“ sprach Constanzens Mutter. „Ist Ihnen die Ferne mehr werth als die Heimath?“

„Im Gegentheile“, erwiderte Richard. „In der Erinnerung lebe ich oft und gern unter der Sonne der Anden, in der Wirklichkeit hält mich die dürre Sanddüne fest und zieht mich immer wieder von Neuem an.

„Daß Du mich nicht täuschest!“ sagte Constanze heiter. Du sprichst mit zu großer Vorliebe von den Wundern ferner Länder, als daß ich annehmen dürfte, sie seien Dir gleichgültig.“

„Das sind sie mir auch nicht, mein Herz,“ entgegnete Richard, „nur können ihre Schönheiten die Liebe zur Heimath nicht in mir ertödten. Wäre dies möglich, so müßte ich eine seltene Ausnahme machen von allen friesischen Seefahrern; denn so weit unsere chronistischen und traditionellen Ueberlieferungen reichen, kehrten alle Friesen, verunglückten sie nicht auf ihren Seereisen, nach einer Reihe von Jahren, die sie unter Mühen und Gefahren verlebten, zuletzt doch auf ihre heimische Insel zurück. Ich bin sogar stark der Meinung, die Bewohner jener Grabhügel, auf deren bemooste Scheitel die Sonne jetzt eben ihren Abschiedskuß drückt, waren Sylter von Geburt, die

es heimtrieb aus der Ferne, und die als große, welterfahrene Männer von ihren weniger glücklichen Landsleuten bewundert und nach ihrem Tode pomphaft beerdigt wurden. Möglich, daß man solchen Seefahrern, weil sie Außerordentliches geleistet, die unbekannten Wunder entfernter Länder gesehen und von dort her vielleicht nie geahnte Erzeugnisse mitgebracht hatten, fürstliche Ehren erwies und ihnen bei der Grablegung wirklich ihre Lieblingsbesitzthümer mitgab. So wenigstens erkläre ich mir die Sagen von dem Schiffe des Königs Ring und von dem goldenen Wagen oder Throne des ältesten Bröns. Forderte es nicht gewissermaßen die Pietät, daß man in der Sage so geheiligte Oertlichkeiten eben auch heilig hielt und sie vor jeder profanen Berührung zu beschützen suchte, so würde man im Sinne moderner Civilisation handeln, wenn man jene Gräber durchwühlte. Daß unsere heidnischen Vorvordern sich mit Streitäxten, Schwertern und Schilden beerdigen ließen, beweisen die vielen keilartig geformten Flintsteine, die man in einigen geöffneten Gräbern regelmäßig noch außer den Ueberresten menschlicher Gebeine vorfand. Jener Flintsteine konnten die alten friesischen Recken und Seekönige sich nur als Streitwaffen im Handgemenge bedienen, die damals einzig mögliche Art des Kampfes."

Constanze freute sich über diese Auslassungen ihres Verlobten, denn sie besaß eine ungewöhnlich stark entwickelte Vaterlandsliebe, weshalb sie denn auch mit zäher Hartnäckigkeit an den historischen Ueberlieferungen, wie an den Traditionen und abergläubischen Gebräuchen ihres kleinen Heimathlandes hing. Um nichts Werthvolles zu verlieren, hielt sie auch das Werthlose heilig, und hörte deshalb nur ungern so Tradition wie Sage bekritteln.

„Sei nur getrost, meine Tochter," sagte Capitän Peter, „Richard macht es sicherlich wie alle Sylter. Nach zwanzigjährigen Seezügen zählt er die Kopfstücke seiner lieben silbernen Unterthanen und setzt sich dort unten in dem unscheinbaren Hause zur Ruhe. Du hast dann nicht weit zu laufen, wenn's Dir einmal einfällt, das Meer zu sehen und Dein Herz an seinem Anblick zu laben."

„Und gefällt's ihm nicht, so verwickele ich ihn in einen freundschaftlichen Streit über das bekannte Thema," bemerkte Constanze. „Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß man gerade das zuletzt lieb gewinnt, was mon ansicht."

„Thue das, Geliebte," sagte Richard heiter. „Wenn dann noch etwas übrig ist von dem, was mir gegenwärtig Veranlassung zu kritischen Bemerkungen gibt, will ich mich zu Deinem Glauben bekehren."

„Topp, es gilt!“ rief Constanze, dem Geliebten ihre kleine Hand hinreichend.

Richard legte seine schwere, harte Rechte sanft in die seiner Braut. „Es gilt,“ bekräftigte er, „das heißt — setzte er mit einem Anfluge von Melancholie hinzu, indem sein weit offenes Auge fest am fernen Horizont haften blieb — wenn wir dann noch unter den Lebenden wandeln.“

„Das sagst Du so düster?“ sprach Constanze besorgt und vorwurfsvoll zugleich. „Siehst Du dort im feurigen Nebel ein Fahrzeug?“

„Nein,“ versetzte Richard, mit der Hand über Stirn und Augen streichend.

„Aber Du gewahrst doch etwas, nicht wahr?“

„Nebel, Nebel, nichts weiter! Siehst Du, sie brodeln weithin am Horizonte auf und schreiten gleich Königen in Hermelinmänteln, oder Klageweibern ähnlich, die ein Leichentuch tragen, über die purpurne Fluth.“

„Wie Du sprichst!“ sagte Constanze. „Fast wie ein eingefleischter gläubiger Sylter. Wenn's nun ein Vorspuk wäre?“

„Albernes Zeug!“ fiel der Landvoigt ein. „Wenn die Sonne zur Rüste geht, dampfen Meer und Gebirge. Das ist Alles.“

„Bisweilen steigt dann auch der Dünengeist aus

dem Schooße der Erde," bemerkte Richard's Vater. „Und wenn der über die Wogen schreitet, so pflegt immer in der Richtung, die er nimmt, ein Schiff zu scheitern. Ich kann aber heute nichts entdecken."

„Nimm mir's nicht übel, Peter," versetzte der Landvoigt, „aber manchmal sprichst Du wahrhaftig nicht viel klüger als ein altes Weib. So lange die Menschen zur See fahren, sind Schiffe gescheitert. Es bedarf weder eines Meer- noch Dünengeistes, überhaupt gar keines Geistes, um das anzuzeigen."

„Sprich, was Du willst, ich weiß doch, was ich weiß," versetzte der Capitän, „und überdies ist Richard mein Sohn. Das Auge für derartige Gesichte bildet sich nicht immer in der ersten Jugend aus, es kommt manchmal auch später, ausbleiben aber kann es nie, wenn die Gabe einmal Eigenthum des Geschlechtes ist."

Richard lächelte, sah aber scharf und stieren Auges hinaus auf das Meer, und küßte dann zärtlich die Hand seiner Geliebten.

Die Gesellschaft war inzwischen unfern des steilen Ufers durch das Haidegras fortgeschritten, einem hochragenden Felsen zu, der einsam wie ein Malstein aus dem spärlichen Ginster emporragte. Solcher einzelner Steine, die jedenfalls Ueberreste jener zahlreichen erratischen Blöcke sind, die man zerstreut überall auf

der cimbrischen Halbinsel und den sie umgebenden Inseln findet, gibt es noch mehrere auch auf Sylt.

„Hier wollen wir rasten," sprach der Landvoigt, seine stattliche Gestalt an die zackige, mit zarten Flechten überzogene Steinwand lehnend. „Hier wollen wir rasten und die Abenddämmerung abwarten. Der Farbenwechsel auf dem Meere und auf den Dünen muß bei dieser durchsichtigen Luft von prachtvoller Wirkung sein."

Dieser Punkt war ungemein günstig gewählt. Man befand sich nämlich auf jenem schroffen Absturze am Strande, welcher seiner röthlich-braunen Färbung wegen bei den Insulanern wie bei allen Seefahrern den Namen „das rothe Kliff" führt. Die Fläche dieser felsigen Uferwand, die den Spitzen der südwärts streichenden Dünen an Höhe nur um ein Geringes nachsteht, gewährt eine nach allen Seiten hin freie und weite Aussicht. Am Fuße des Kliffes tobt selbst bei ruhigem Wetter die See immerwährend. Heftige Stürme reißen jedesmal gewaltige Stücke des Gesteins ab und arbeiten so ununterbrochen an dem Untergange der Insel.

„Wie viele Jahre müssen wohl noch vergehen," sprach der Landvoigt, den sanft brandenden Schaumgürtel betrachtend, der sich wie ein glänzender Silberreif um den rothen Fuß des Kliffes und die weißen

Dünen legte, „bevor auch hier, wo wir jetzt lagern, salzige Schauer über rollendes Gestein und versteinerte Conchylien sich ergießen werden! Ich zähle sechsundsechzig Jahre und kann mich noch wohl der Zeit erinnern, wo dieser Felsblock, der einzige von dieser Größe auf der ganzen Insel, mindestens noch dreißig Fuß von der Kante des Kliffes entfernt lag. Jetzt hängt er zum Theil schon über das Kliff hinaus und rund um seinen Fuß baut der pfeifende Seewind zierliche Wanderdünen, die heute hier, morgen dort ihre fein zugespitzten Gipfel aus den falbgrünen Spitzen des Dünenhafens erheben. Das ist's, was den Eingeborenen Sylt's bisweilen mit Wehmuth erfüllt und was mich oft hinauszieht an diesen Strand. Wir leben auf einer täglich mehr zerbröckelnden Erdscholle; wir nennen einige Meilen dürres Sand- und Haideland Vaterland, das dereinst aufhören wird, für Menschen eine bewohnbare Stätte zu sein. Die Zeit, wo vielleicht auch an die Wände unserer Särge die Woge des Meeres klopft, ist am Ende näher, als wir glauben. Nicht blos die Hütten auf Hörnum begrub der Dünensand, auch Alt-Rantum ward anfänglich von ihm verschüttet, und doch liegen schon jetzt die Grundmauern der damals abgebrochenen Häuser jenes Ortes auf dem Grunde des Meeres."

„Um so mehr ist es Pflicht jedes Sylters," versetzte Capitän Peter, „von dem, was unvergänglich ist, möglichst viel zu retten und es heilig zu halten, damit aus solchen Ueberbleibseln die Nachwelt erfahre, was vor ihr gewesen und wie es hier zugegangen."

Der Landvoigt verstand sehr wohl, wohin sein Freund mit dieser Bemerkung zielte, da er aber auf eine Discussion einzugehen keinen Drang in sich fühlte, schwieg er, die Hand über das Kliff ausstreckend, von dessen Rande der scharfe Wind immerwährend kleine Brocken abriß, die polternd den Abhang hinabrollten und unten von der Brandung verschlungen wurden.

„Da taucht sie hinab in die Woge," sprach er. „Wer kann dies sehen ohne Bewunderung, ohne Ehrfurcht?"

Mit dem rasch sinkenden Feuerballe verwandelte sich auch das ganze Meer, so weit das Auge reichte, in einen flammensprühenden Ocean, dessen Wiederschein bis zur Höhe des Kliffes hinauf strahlte und die kleine Gesellschaft ebenfalls mit Purpurglanz übergoß. Kaum aber war der Sonnenball in die Tiefe versunken, so stieg dunkelfarbig der Schatten der Nacht aus der Tiefe der Fluth empor, erst bläuliche, dann graue, endlich schwarze Schleier über Meer und Land ausbreitend.

Richard sah diesem prachtvollen Schauspiele mit seltenem Ernste zu. Seine Augen ruhten dabei stets auf einem Punkte, als fessele ihn dieser ganz besonders, obwohl nirgend ein Gegenstand, nicht einmal das Segel eines fernhin ziehenden Schiffes zu entdecken war. Dieser schweigsame Ernst fiel Allen auf, da der junge Seemann für gewöhnlich eher heiter und gesprächig, als ernst und still zu sein pflegte. Nur wenn Constanze ihm liebevoll und fragend in das tiefe Auge sah, flog ein glückliches Lächeln um seine Lippen und die Wolke düsteren Nachdenkens verschwand von seiner Stirn.

Als die volle tiefe Abenddämmerung auf dem Meere lag, so daß nur noch der weiß glänzende Brandungsgürtel aus der dunkeln Tiefe herauf leuchtete und um die Spitzen der Dünenhügel leichte Nebel rollten, richtete Richard sich hoch auf und sagte finster:

„Laßt uns aufbrechen, dort kommt der Dünengeist.“

In Richard's Munde mußte dieses Wort auffallen, da er ja, wie wir wissen, dem Aberglauben seiner Landsleute durchaus nicht hold war.

Die Entstehung der Sage von dem Dünengeiste, der die schauerliche Einöde dieser endlosen Sandthäler nach dem Volksglauben beherrscht, läßt sich leicht erklären durch die sonderbaren Wolken- und Nebelge-

bilde, welche mit Einbruch der Nacht über den Dünen sichtbar werden, und durch die wunderbaren Zeichnungen im Sande, die auf eine geheimnißvolle Naturkraft hinzudeuten scheinen, obwohl sie nur dem Winde und kreisenden Binsenspitzen ihr Dasein verdanken. Der Sylter flieht diese Meernebel, wo er es irgend vermag, denn sie können dem späten Wanderer leicht gefährlich werden. Mancher schon ward durch sie auf Schlickwatten geführt, wo er dann im Graus der Nacht und beim Steigen der Fluth seinen Tod fand. Just solche Verunglückte will dann später der abergläubische Insulaner wieder in der Strandgegend, wo sie das Schicksal ereilte, als sogenannte „Ganger" (Wiedergänger) umher irren sehen.

Man brauchte eine geraume Zeit auf den ungeebneten Haidewegen, ehe man Winningstedt wieder erreichte. Hier verabschiedete sich Richard von seiner Braut und deren Aeltern, mit dem Versprechen, am nächsten Tage abermals nach Tinnum zu kommen.

Als der Capitän mit seinem Sohne allein war, fragte er ihn, ob er unwohl sei.

„Warum, Vater?"

„Weil Du ganz anders bist, als Du gewöhnlich zu sein pflegst."

„Ich wüßte nicht."

„Dann weiß ich es, Richard. Du hast ein Gesicht gehabt."

Richard wechselte die Farbe. Dennoch sagte er lächelnd und mit erkünsteltem Spotte:

„Ich und ein Gesicht! Wo denkst Du hin, Vater! Meinst Du etwa, ich sei gläubig geworden weil ich vom Dünengeiste sprach?"

„Gleichviel," erwiderte Peter, „Du magst sagen, was Du willst, ich beharre auf meiner Behauptung: Du hattest ein Gesicht!"

„Oder eine Luftspiegelung," versetzte Richard.

„Du sahst also etwas, als Du so lange hinausblicktest in das fluthende Sonnenfeuer?"

„Ich sah uns und das Kliff," erwiderte Richard, „so deutlich und merkwürdig ähnlich, daß es mich wirklich frappirte. Hast Du gar nichts gewahrt?"

„Keinen Schimmer."

„Das ist in der That seltsam. Auch die Anderen schienen nichts zu sehen."

„Und sahst Du blos das Kliff?" fragte sein Vater.

„Das Kliff und uns, bis es im aufdunkelnden Abend zerrann, oder richtiger, wie mir es schien, in sich selbst zusammenstürzte. Es hatte etwas Schauerliches, sich in schattigen Umrissen mit all den Seinen gleichsam kopfüber in die See hinab-

rollen zu sehen. Ich läugne nicht, daß mich dieser spukhafte Anblick ergriff, daß er mich still machte."

„Sehr begreiflich," entgegnete sein Vater. „Du magst nun daraus die Lehre ziehen, daß die Sagen unserer Landsleute doch auf gutem Grunde ruhen. Ohne derartige Luftspiegelungen, wie Du es heißt, hätten sie nicht entstehen können. Ob sie auch immer als Vorbedeutungen zu beachten sind oder beachtet werden sollten, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls dürfte es zweckmäßig sein, daß Jeder, an dessen Auge ein derartiges Gesicht vorüberzieht, mit Vorsicht seinen Lebenspfad beschreitet. Du bist gewarnt worden, mein Sohn. Das Luftbild hat Dir zugerufen: Spotte nicht, oder es möchte Dich gereuen!"

Mit dieser wohlgemeinten väterlichen Warnung überließ der Capitän Richard seinen eigenen Gedanken. Dieser theilte die Spiegelung, eine nicht ungewöhnliche Naturerscheinung an den Küsten der nordfriesischen Inseln, Niemand mit, auch trat sie bald so sehr in den Hintergrund seiner Erinnerung, daß er ihrer kaum mehr anders als wie eines unklaren Traumes gedachte.

4. Stademwüske.

Zwischen der Insel Sylt und dem Festlande von Schleswig liegt eine umfangreiche Untiefe, mehr Klippe als Sandbank, dabei eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums für ihre Besitzer. Diese Untiefe, die ergiebigste Austernbank der Herzogthümer, ist bekannt unter dem Namen der Höntje und war von Alters her ein Zankapfel zwischen Inselfriesen und Jütländern. Eines Tages geriethen die Austernfischer beider Stämme an der Höntje dergestalt mit einander in Streit, daß die Rauferei in ein blutiges Gemetzel ausartete. Dies Zusammentreffen von Friesen und Jüten lebt noch heutigen Tages in der Geschichte fort als „die Schlacht auf der Höntje."

Diese Austernbank bildet zur Zeit der Tiefebbe eine Art Insel und die rund um dieselbe festsitzenden Austernbänke sind dann das Ziel sehr vieler Fischer. Bisweilen machen auch Privaten in Begleitung er-

fahrener Austernfischer eine Lustfahrt nach der Höntje, um an Ort und Stelle die beliebten Schaalthiere aus dem Meere zu holen und frisch zu verspeisen.

Eines Tages lud Richard seine Braut ein, ihn nach der Höntje zu begleiten, um dem Austernfange, den sie noch niemals gesehen hatte, einmal beizuwohnen. Constanze folgte gern dieser Einladung, und Peter, den noch immer bisweilen die alte Seemannslust anwandelte, übernahm die Leitung des Segelbootes, das man zu dieser Expedition möglichst comfortable ausgerüstet hatte. Ein Zelt von gutem Segeltuch war über das mit weichen Polstern belegte Hinterdeck gespannt, ein flacher niedriger Tisch darauf befestigt, Wein, Brod und was sonst bei einem nordischen Imbiß vorzukommen pflegt, war in ausreichenden Quantitäten im Raume untergebracht.

Constanzens Aeltern, die ebenfalls eingeladen waren, den angenehmen Ausflug mitzumachen, mußten, dringender Geschäfte wegen, darauf verzichten. Capitän Peter, sein Sohn und dessen Verlobte waren sonach die einzigen Personen im Boote außer zwei tüchtigen Matrosen, welche Richard schon zur nächsten Seereise auf seinem eigenen Schooner geheuert hatte, und zwei erfahrenen Austernfischern.

Eine frische Brise trieb den leicht gebauten Nachen rasch über die gipfelnden Wellen. Die Insel,

von einer milden Herbstsonne überglänzt, enthüllte ihre Reize vom Lister Tief bis zum schroffen, waldgekrönten Morsumkliff mit den Hügeln seiner Heldengräber. Constanze war ungemein heiter und labte sich an dem malerischen Anblick ihrer heimischen Insel, deren Dünenkette im Morgensonnenlicht wie ein Bergwald gediegenen Silbers glänzte.

Von ferne schon bemerkte man mehrere Boote an der Höntje.

„Wir treffen Gesellschaft vom Festlande,“ sagte Richard. „Desto besser; es gibt dann mehr Unterhaltung und ungleich mehr Spaß.“

„Es können auch Leute von Fanö sein,“ warf einer der Austernfischer ein.

„Das Volk ist des Teufels auf die Höntjer Austern.“

„Du bist wohl den Burschen nicht sonderlich gewogen,“ sagte der Capitän. „Hast Du etwa Streit mit ihnen gehabt?“

„Streit nicht eigentlich,“ versetzte der Fischer, „ich mag's nur nicht leiden, wenn Einer allein Alles haben will und Anderen gar nichts gönnt. Und die Fanöer sind besonders geizige Kerls.“

„Nun, wir werden noch für unseren Bedarf finden,“ sagte Richard. „Lauf' nur von Osten die Bank an, da sitzen immer die größten und schönsten.“

Als die Segelnden nur noch ein paar Büchsenschüsse von der Höntje entfernt waren, nahm der Fischer abermals das Wort.

„Die Fanöer sind's nicht,“ sprach er, „denn ich sehe Weiber unter den Männern.“

„Dann kommen sie von Ripen,“ meinte Peter. „Ich erinnere mich, daß die Ripener Fischweiber sehr geschickt und gewandt beim Austernfange sind. Das ist ein drollig derbes Volk, nur allzuscharf dänisch.“

Unsere Freunde landeten inzwischen und die Fischer bereiteten ihre mitgebrachten Geräthschaften vor, um den Fang zu beginnen. In den bereits Thätigen erkannte man wirklich Fischer aus Ripen, deren Frauen beschäftigt waren, die losgebrochenen Austern in die Boote zu schaffen. Eine dieser Frauen, ein großes, hageres Weib mit strengen, wettergebräunten Zügen, machte einen entschieden unheimlichen Eindruck auf Constanze. Sie trug einen alten Filzhut mit tief herabhängenden breiten Klappkrempen, und hohe plumpe Wasserstiefeln gleich den Männern. Den selbstgemachten Rock hatte sie mit einem Tauende hoch aufgeschürzt, um ihn vor zu reichlichen Salzwasserschauern zu beschützen.

„Hu!“ sagte Constanze, sich fester an Richard klammernd, „welch ein häßliches, affreuses Weib! Dabei kann man wahrhaftig verleitet werden, an

Hexen zu glauben. Wenn es uns nur nichts anthut!"

Richard lachte, was die Fischerfrau veranlaßte, sich umzusehen und das junge Paar mit ihren grauen, giftig stechenden Augen neugierig zu betrachten.

„Das Stademwüfke, wie es leibt und lebt!" rief Capitän Peter so laut, daß die Nächsten es hören mußten. Alle horchten auf, das unheimliche Weib aus Ripen aber richtete sich hoch empor, maß den Capitän und seine Begleitung mit stolzem Auge, schritt den Vorübergehenden entgegen, und legte ihre lange, braune Knochenhand fest auf den Arm Peter's.

„Capitänchen," sprach sie, die grauen, funkelnden Augen von Einem zum Andern gleiten lassend, „nimm Dich in Acht vor dem Stademwüfke! Und mag ich nicht Dich, so hol' ich doch Den, wenn ich Dir ein Herzeleid anthun will! — Ja, ja, mien lütt söte Dören," wandte sie sich an Constanze, „als ich noch jung war, schimmerte meine Haut so weiß, wie die Deine, und alle frische Jungens über achtzehn Jahre wollten mit mir tanzen und schnacken. Als mich aber die Stürme des Lebens gerüttelt und geschüttelt, und aus einer schlanken Dirne in eine alte knöcherne Frau verwandelt hatten, flohen sie mich und schalten mich Hexe. Das ist der Lauf der Welt, rothweiße Friesin. Wird Dir auch nicht besser er-

gehen, hat erst das Stademwüffe einen Strandtanz gehalten mit Deinem Liebsten, wie ich jetzt!"

So sprechend, schlang die häßliche Alte ihren dürren langen Arm mit fast übermenschlicher Kraft um Richard's Leib und drehte sich, trotz seines Sträubens, mehrmals mit sich im Kreise.

Constanze schrie vor Entsetzen laut auf, da ihre friesische Natur in diesem Augenblicke wirklich in dem abstoßenden Weibe ein Wesen mit übernatürlichen Kräften schlimmer Art vor sich zu sehen glaubte. In diesem Glauben ward sie noch bestärkt durch das Erbleichen Richard's, während er unfreiwillig am Arm der Alten sich drehen mußte.

„Da, da, mein Püppchen, hast Du Dein Bürschchen wieder," sagte die Ripenerin hämisch lachend. „Ich will ihm nichts zu Leide thun, nur wissen soll er, wie ein Bursche im Sande die Füße setzen muß, wenn ihn das Stademwüffe zum Tanze auffordert."

Sie lachte laut und giftig, daß es weit in die See hinaus schallte und selbst ihre Begleiter über das ungewohnte Benehmen der Alten erstaunt schienen.

„Daß Dich die Fluth ertränkte!" murmelte Capitän Peter vor sich hin, die Hand heimlich ballend, denn er hielt es nicht für gerathen, durch ein abermaliges lautes Scheltwort die ohnehin Gereizte noch mehr zu erzürnen. Sein eigener Aberglaube, der an

so unerwünschte Begegnungen allerhand Unheilvolles knüpfte, spielte ihm dabei einen bösen Streich, denn er konnte sich durchaus nicht zu der Freiheit des Urtheils erheben, daß ein reiner Zufall ihn und die Seinen mit dem auffallenden Fischerweibe in Berührung gebracht habe. Der ganze Tag war ihm damit verdorben, selbst die frischen Austern, der treffliche Porter und andere, ihm sonst sehr wohl zusagende Leckerbissen wollten ihm nicht munden. Er fürchtete nicht blos, sondern glaubte ganz bestimmt, die Alte habe Richard etwas angethan, und weil er eine Erklärung dafür suchte und einen Grund haben wollte, auf dem er weiter bauen konnte in seinem Sinne, so gab er Richard Schuld, durch seine hartnäckige Ungläubigkeit, sein beharrliches Läugnen und Verspotten aller fabelhaften Erscheinungen diese bedeutungsschwere Begegnung hervorgerufen zu haben. Allerdings lieh er diesem Gedankengange nicht Worte, allein frei davon zu werden vermochte er auch nicht. Das Stademwüffke hatte sich so in ihm festgesetzt, daß er wiederholt das Wort aussprach, und selbst auf der Rückfahrt nach der Insel, die man früher antrat, als bei dem schönen Wetter unter anderen Umständen geschehen sein würde, kam er nochmals auf das Weib zurück, indem er Richard ermahnte, ihr Bild ja fest im Auge und Gedächtniß

zu erhalten, denn genau in solcher Gestalt, so angethan, mit so tödtlich treffenden Blicken sei ihm das Stademwüfke einstmals am öden Strande von Hernum-Odde begegnet.

Auch Constanze konnte das unheimlich anzusehende Weib und seine Worte nicht wieder vergessen. Sie sorgte sich fortwährend um Richard, wähnte ihn von unsichtbaren Feinden verfolgt und fürchtete zuweilen wirklich, irgend ein Ereigniß in seinem Leben habe die feindlichen Mächte in der Natur wider ihn wach gerufen. Deshalb gedachte sie auch nur mit bangem Herzklopfen des nächsten Frühjahres und der bevorstehenden Reise ihres Verlobten auf dem im Bau begriffenen Schooner. Ihre Besorgniß ging so weit, daß sie sich mit dem Plane trug, Richard zur Wahl eines anderen Lebensweges zu bestimmen, ein Gedanke, in dessen Verwirklichung sie allerdings Zweifel setzte, da sie Richard's große Liebe zur See und zu seemännischer Beschäftigung hinlänglich kannte.

Constanzens Aeltern blieb diese peinliche Stimmung ihrer Tochter nicht verborgen. Die Mutter drang in sie, sich gegen sie auszusprechen, und als endlich auch der Landvoigt ernsthaft eine Erklärung forderte, gestand die ahnungsvolle Braut, was sie beängstigte, was sie bald mit Zagen, bald wieder mit Grauen und Entsetzen erfüllte.

Der Vater fühlte sich durch dies Bekenntniß, das er einer krankhaften Reizbarkeit der Nerven Schuld gab, unangenehm berührt, während die weichere Seele der Mutter die Besorgnisse der Tochter theilte, sie aber auch, anstatt diese zu zerstreuen, durch häufiges Besprechen des unangenehmen Begegnisses, eher noch vermehrte. Richard verstand sich zu beherrschen, so daß ihm Niemand etwas anhaben konnte; auch war er zu verständig, und zu sehr ein Kind seiner Zeit, als daß er seines Vaters Warnungen hoch hätte anschlagen und die Aengstlichkeit seiner Geliebten für mehr als Ausbrüche einer leicht reizbaren weiblichen Seele halten können. Ihm gelang es denn auch, den Landvoigt vollkommen zu beruhigen, indem er das zufällige Begegniß beim Austernfange, und was sich ebenso zufällig daran knüpfte, auf sein richtiges Maß zurückführte.

Inzwischen unterbrach der mit ziemlicher Strenge eintretende Winter fast allen regelmäßigen Verkehr zwischen den entfernten Ortschaften der Insel. Es fiel ungewöhnlich viel Schnee, der jedoch wegen der fast ununterbrochenen heftigen Winde keine feste Erddecke bildete, sondern in eisigen Staubwirbeln über die öden Haiden gepeitscht ward. In diese Schneewehen wagte sich nicht Jeder hinaus, zumal da sie den ohnehin kurzen Wintertag der nordischen Breiten

noch kürzer machten. Gegen seinen Wunsch ward auch Richard häufig abgehalten, seine Braut zu besuchen, denn nirgend tobte der schneetreibende Nordsturm heftiger und anhaltender, als in dem entlegenen Winningstedt. Die Wohnung des Capitän Peter war nicht selten Morgens und Abends von förmlichen Schneeschanzen umgeben, die ganz nach Art der benachbarten Dünen ein ruheloses Wanderleben führten.

Beklagte Richard einerseits diese unfreiwillige Trennung von der Geliebten, so kam ihm andererseits die hiebei waltende Laune der Natur recht zu Statten. Er studirte fleißig Seefahrtskunde, trieb Mathematik, beschäftigte sich mit Sprachstudien, kurz er bereitete sich in ernster und würdiger Weise auf seinen zukünftigen Beruf als Führer eines großen Fahrzeuges vor. Sein Vater stand ihm dabei hülfreich zur Seite. Ihm gingen viele theoretische Kenntnisse, an denen Richard reich war, fast ganz ab, wie man dies bei Seeleuten älteren Styls häufig findet, dagegen besaß er einen unerschöpflichen Schatz praktischen Wissens, den er in einem langen Leben auf allen Meeren eingesammelt hatte. Von diesem gab er dem Sohne alles Wissenswerthe ab, damit dieser es erproben möge auf dem Prüfsteine der Theorie, von welcher freilich Peter nicht allzuviel hielt. Dies

täglich sich wiederholende Tauschsystem, wobei Richard stets bereichert von dannen ging und sein Vater doch bisweilen etwas als brauchbar annahm, hatte das Gute, daß Beide an das Begegniß auf der Höntje nicht mehr dachten. Kam dann einmal ein Tag, wo ein kräftiger Mann ohne Gefahr die Schneewogen der Haide durchwaten konnte, so eilte Richard gewiß in die Landvoigtei. Constanze begrüßte den Herzensfreund dann mit lautem Jubel und gab sich so ganz dem Glücke des Augenblickes hin, daß jeder trübe Gedanke, der etwa im Hintergrunde ihrer Seele ruhen mochte, vor den viel wichtigeren Herzensergießungen, die sie dem Geliebten zu machen hatte, noch tiefer einschlummern mußte. Es war somit von dem, was Constanze wochenlang gequält hatte, gar nicht mehr die Rede. Und wie es gewöhnlich geht, daß man dasjenige, wovon nie mehr gesprochen wird, leichter vergißt, so geschah es auch Constanze. Das düster schimmernde Bild auf dem Spiegel ihrer Seele verlor sich nicht ganz, ward nicht völlig ausgetilgt, aber es erblaßte nach und nach dergestalt, daß sie danach suchen mußte, um es in allen seinen Theilen und Umrissen zu entdecken und klar wieder zu erkennen.

---

5. Der Seefahrer Opferfest.

Unter diesen wechselnden Gefühlsstimmungen, die zuletzt in mehr gesicherte Ruhe übergingen, verstrich Woche nach Woche. Der Winter näherte sich mit schnellen Schritten seinem Ende, und ungefähr um die Mitte des Februar konnte man annehmen, daß der Wiederbeginn des Lenzes nicht mehr gar lange auf sich werde warten lassen.

Um diese Zeit erhielt Richard's Vater Briefe aus Hamburg, die ihm die längst ersehnte Nachricht von der vollendeten Auftakelung seines Schooners „Die Hoffnung" brachten und gleichzeitig die Meldung enthielten, man erwarte noch vor Ende des Monats mit Sicherheit das Aufgehen der Elbe.

Eine solche Kunde klingt dem Ohre eines jeden ächten Seemannes wie eine Aufforderung sich loszureißen von allen Familienbanden, abermals sein

Seemannszeug zusammen zu suchen und den sichern Boden des festen Landes mit der rollenden Woge des Oceans zu vertauschen. Auch in Peter's Brust regten sich die von Jugend an gehegten und gepflegten Gelüste auf's Neue, und er mußte sich in der That Gewalt anthun, um ihrer Herr zu werden und seinem früher gefaßten Entschlusse, den er sogar durch eine Art Eid, den Seinigen geleistet, zu einem unumstößlich heiligen erhoben hatte, treu zu bleiben.

Die mancherlei Sorgen, welche dem alten Capitän durch die nunmehr zu beschaffende Ausrüstung seines Schiffes erwuchsen, zerstreuten ihn einigermaßen und halfen ihm den Kampf erleichtern, den ungewohnter Lebensdrang und Pflicht, gegen Gewissen und Familie in ihm zu bestehen hatten.

Richard trug ebenfalls das Seinige bei, um den Vater auf andere Gedanken zu bringen. Er ging mit ihm nochmals die alten Schiffsjournale durch, veranlaßte den gern als Lehrmeister auftretenden alten Mann zu Erzählungen und erklärenden Auslassungen, und gab sich in jeder Hinsicht das Ansehen eines Lernenden.

Bisweilen zeigte der zuhörende Sohn Spuren von Zerstreuung, die indeß Peter väterlich wohlwollend entschuldigte. Wußte er doch, daß der rüstige junge Seemann beim Lichten der Anker seines

Schiffes Abschied von einer geliebten Braut nehmen sollte, die, wie sein eigenes Herz und eine dunkle Ahnung ihm sagten, den Verlobten nur ungern scheiden sah. Richard wünschte zwar aufrichtig den Augenblick herbei, wo er als Capitän das Deck des Schooners werde betreten können, dennoch aber waren und blieben seine Empfindungen stets getheilter Art. Bald lockte ihn mit schwer zu widerstehender Gewalt das Meer mit seinem verführerischen Rauschen, seinen tausend Wundern, Geheimnissen und Gefahren, in denen Leib und Seele sich stählen, die immer von Neuem dem Geist frischen Schwung verleihen; bald zog ihn wieder mit magnetischer Kraft die heimische Insel an, wo die Auserwählte seines Herzens lebte, deren tiefes Gemüth und lebhaftes, dabei aber weiches Temperament eine lange, und noch dazu ungewisse Zeit dauernde Trennung, wie er sich gestehen mußte, nicht ohne tiefe Erschütterung ertragen werde.

Inzwischen verzögerte sich die gewünschte Abreise nach Hamburg zur Uebernahme des Schiffes in Folge der jetzt plötzlich hereinbrechenden Stürme länger, als Peter geglaubt hatte. Dieser war damit gar nicht zufrieden und würde am liebsten, hätte es nur helfen können, mit Wind und Wetter gescholten haben. Wohl dreißig Mal des Tages sah er nach dem an

der Hausecke aufgepflanzten Flaggenstocke, um sich über die Richtung des Windes zu unterrichten, wie oft er aber auch die Prüfung des lustig flatternden Fähnchens wiederholte, nie konnte er einen anderen als Süd-Süd, oder Süd-West und Süd-Wind erkennen. Dabei wehte dieser Wind mit einer Heftigkeit, daß der ärgerlich werdende Capitän nicht selten das Rasen der Brandung am rothen Kliff und hinter den Dünen in seinem eigenen Zimmer deutlich vernehmen konnte.

Richard dagegen war mit dieser Verzögerung, weil sie von der Natur kam, ganz wohl zufrieden. Er suchte deshalb auch durch Vorstellungen des ärgerlichen Vaters trübe Laune zu verbessern, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß ja durchaus nichts verloren sei, ob nun der neu erbaute Schooner ein paar Wochen früher oder später die Anker lichte und mit seinen weißen Segelfittichen sich auf das Weltmeer hinaus wage.

Der Monat Februar hat seit undenklichen Zeiten in Geschichte und Leben der nordfriesischen Seefahrer eine wichtige Rolle gespielt. Lange vor Einführung des Christenthums auf altfriesischer Erde war dieser Monat den Seeleuten heilig, und verwischten sich auch die Erinnerungen der Vorzeit nach und nach im Gedächtniß der christlichen Friesen, so

blieb doch immer ein Rest der alten Traditionen zurück, der sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte und kaum jemals ganz verloren gehen dürfte. Man kannte die alten, von den Vätern überlieferten Gebräuche, wenn auch die Mehrzahl deren tieferen Sinn nicht mehr verstand, ihre Entstehung nicht zu deuten vermochte. Nur höchst selten fiel es gelegentlich einmal abenteuerlustigen jungen Seeleuten ein, längst Vergangenes wieder lebendig werden zu lassen und mit Gebräuchen, welche die heidnische Vorzeit vor mehr als tausend Jahren erfunden hatte, die Gegenwart gleichsam zu necken.

Wir haben schon früher angedeutet, daß die vorchristlichen Seefahrer auf den nordfriesischen Inseln, und ganz besonders auf Sylt die Gewohnheit hatten, jedes Frühjahr, ehe sie auf's Neue sich und ihr Glück der grollenden Tiefe des Oceans anvertrauten, ein Opfer zu bringen. Dieses Opfer war theils ein Dank-, theils ein Bittopfer, und zwar letzteres noch mehr als ersteres, wie aus den übrig gebliebenen spärlichen Ueberlieferungen zu ersehen ist. Es galt, wie ebenfalls schon erwähnt wurde, dem Gott der Winde, der bei allen heidnischen Seefahrern selbstverständlich für den mächtigsten sämmtlicher Götter gelten mußte und dem gemäß ganz besondere Ansprüche auf Verehrung, wohl auch auf Besänfti-

gung durch reichlich dargebrachte Opfergaben machen durfte.

Es war Sitte auf den friesischen Inseln, das feierliche, dem Gott der Winde darzubringende Opfer alljährlich auf den 22. Februar zu verlegen, was in Betracht der nördlichen Lage dieser Eilande etwas früh erscheinen kann. Indessen darf man nicht vergessen, daß diese vom Meere umwogten Erdbrocken trotz des hohen Breitengrades dennoch eines verhältnißmäßig milden Winters sich in der Regel zu erfreuen haben.

Während des langen Winters war im Hause des Landvoigtes das Gespräch zufällig auch auf diese Festfeier geleitet und, wie dies fast immer bei Erwähnung aller Gebräuche geschah, die Zweckmäßigkeit desselben von Einigen bestritten, von Anderen vertheidigt worden. Zu den wärmsten Vertheidigern gehörte Constanze, der, ob mehr aus Courtoisie und zärtlicher Ergebenheit oder aus wirklicher Ueberzeugung, mag ununtersucht bleiben, auch Richard beistimmte. Peter verhielt sich in diesem speciellen Falle gleichgültig, denn die Gebräuche beim Seefahrerfest waren ihm zu unklar, als daß er großen Gefallen daran hätte finden können. Auch meinte er, das Fest sei ohne alle Frage blos deshalb erfunden worden, damit das junge, unbändige Volk Ge-

legenheit habe, sich noch einmal, ehe es zu Schiffe gehe, recht nach Herzenslust und in jeder Beziehung austoben zu können. Was in so wüster Nacht geschehen sein möge, werde Niemand genau erfahren haben, und sei es ja an's Licht gekommen, so sei damit wenig gedient gewesen, da man keinen der etwaigen Frevler habe ergreifen können.

Es kam selten vor, daß der Landvoigt Capitän Peter beipflichtete; diesmal war er ganz mit ihm zufrieden und gab ihm vollkommen Recht. Ein einziges Mal, fügte er hinzu, habe er, noch ziemlich jung, das Fest begehen sehen, von dem Unfuge aber, der dabei vorgekommen, hätten seine Mutter und mehrere Tanten noch Jahre lang mit wahrem Abscheu gesprochen.

Constanze wollte dies gar nicht gefallen. „Weshalb," sagte sie, „soll man einen alten Gebrauch ganz abkommen lassen, weil Leichtsinnige sich einmal daran versündigt haben? Ich meine, man müßte gerade wieder einmal daran denken, ihn der Gegenwart abermals in's Gedächtniß rufen in der ganzen ergreifenden Würde alter Ueberlieferung, sei es auch nur, um darzuthun, daß man selbst heidnischen Gebräuchen Achtung zollen und dabei doch christliche Sitte, christlichen Anstand ungeschmälert aufrecht erhalten kann."

„Ich glaube gar, Herzenskind," warf der Landvoigt ein, „Du könntest Dich zur Festordnerin bereit erklären."

„Gewiß, bester Vater, und gern," versetzte Constanze. „Wüßte ich, daß Viele gesonnen wären, wie ich und Richard, und könnte man mit einiger Sicherheit annehmen, es würde gegen Ende Februar eine hinreichende Anzahl junger Seefahrer auf unserer Insel anwesend sein, so würde ich nicht nachlassen mit Bitten in Dich zu dringen, bis Du die Erlaubniß ertheilt hättest, diesmal das uralte heilige Fest in der Weise, wie die Tradition es erzählt, wieder einmal feiern zu dürfen."

Der Landvoigt lachte. „Gib diesen Gedanken auf, liebe Tochter," sagte er freundlich. „Erstens schwimmt die halbe seetüchtige männliche Bevölkerung Sylt's um diese Zeit bereits wieder auf dem Meere, und sodann — glaube mir — taugen derartige Wiederbelebungen alter Sitten nicht. Mir kommt das vor, als erlaube man sich, Geister zu citiren, die, erscheinen sie auf unsern Ruf, nie Glück und Heil, wohl aber Unheil die Fülle bringen können."

„Nun wirst Du selbst abergläubisch, Papa," bemerkte mit feinem Lächeln die blühende Tochter, indem sie Richard die Hand reichte und mit vertrauendem Auge ihn anblickte.

Dies Gespräch wiederholte sich mehrmals, und da Constanze die Gabe des Bittens in einer Weise besaß, die ein Verweigern eigentlich ganz unmöglich machte, so brach sie alsbald die Widerstandskraft ihres Vaters und entriß ihm in einer glücklichen Stunde das Versprechen, der Feier des Seefahrerfestes nicht hinderlich sein zu wollen, falls es Richard gelingen sollte, seine Freunde und Bekannte in genügender Weise für dasselbe zu interessiren.

Constanzens Wunsch, dem Richard von ganzem Herzen beipflichtete, fand durch Zufall eine sehr günstige Unterstützung. Der lange Winter, namentlich in den größeren Handelsstädten auf dem Festlande, hatte die meisten von Sylt gebürtigen jungen Seeleute in größerer Zahl auf ihrer Heimathinsel festgehalten, als sonst. Viele dienten noch als Voll- und Halbmatrosen, die Meisten aber hatten es bereits bis zum Untersteuermann gebracht. Alle diese kräftigen Bursche waren nicht über zwanzig Jahre alt, da der alte Friesenstolz eine besondere Ehre darin suchte, es mit dem vollendeten einundzwanzigsten Jahre wenigstens bis zum Steuermann gebracht zu haben.

Diese munteren Gesellen zu der erwähnten Feier zu gewinnen, hielt nicht schwer. Seit Monaten ohne eigentliche Beschäftigung, langweilten sich die Meisten

entsetzlich, da man doch nicht immer blos von leiblicher Speise leben kann. Bei diesen fand Richard's und seines Freundes Knudsen Vorschlag den lebhaftesten Beifall. Wo möglich noch lebhafter war die Theilnahme, welche das schöne Geschlecht dem glücklichen Gedanken der Seefahrer schenkte. Man kannte das Fest nur noch vom Hörensagen und aus alten Traditionen, mit erlebt hatten es wenige ältere Personen, die sich indessen auch nicht mehr genau der dabei vorkommenden Feierlichkeiten erinnern konnten.

Mit Benutzung aller etwa noch vorhandenen Materialien wurde nun die fast verschollene Feier sorgfältig vorbereitet. Dies konnte nicht geschehen, ohne daß die Kunde von dem zu Erwartenden sich nach und nach in allen Ortschaften der Insel verbreitete. Selbst die Bewohner der entferntesten Hütten im Norden und Süden wurden davon benachrichtigt.

So kam es, daß am Tage des 22. Februar die „Heiligen Hügel“ bei Tinnum, wo die uralte Feier von jeher gehalten worden war, nicht blos ein Gegenstand ungewöhnlicher Neugierde für die Menge, sondern auch von zahlreichen Menschengruppen umschwärmt wurden. Namentlich waren die noch heute vorhandenen Ueberreste des alten Burgwalles von

Tinnum mit Schaaren schaulustiger Männer, Frauen und Kinder besetzt.

Das Fest würde ohne Zweifel einen höchst befriedigenden Eindruck bei allen Zuschauern hinterlassen haben, wäre das Wetter günstiger gewesen. Die Luft war schon früh am Tage für einen Februar-Morgen merkwürdig warm, zugleich wehte es lebhaft aus Süd-Süd-West. Im Laufe des Tages steigerte sich diese Wärme der Luft noch in ungewöhnlicher Weise, so daß Wetterkundige Himmel und Meer mit bedenklichen Blicken betrachteten und nicht ohne Grund das Nahen eines Orkans, oder doch eines heftigen, wenn auch vielleicht fliegenden Sturmes vermutheten. Der Himmel war und blieb bewölkt, doch ließen die wellenartig gestalteten Wolkengebilde keinen Regen erwarten.

Diese Unbeständigkeit der Witterung veranlaßte die Frauen großentheils zur Anlegung ihrer kleidsamen Nationaltracht, wodurch die weit gezogenen Kreise der um die Opferhügel sich aufstellenden Menschen ein höchst eigenthümliches Gepräge erhielten. Die hohen, schlanken friesischen Frauen und Mädchen, zwischen den dunkeln Gestalten der Männer sich bewegend, glichen wandelnden Geistern der Vorzeit, die ihre Grüfte gesprengt hatten, um das ihnen heilig gewesene Opferfest von Menschen feiern zu sehen, die

an den Segen und Glück bringenden Einfluß desselben nicht mehr glaubten.

Bald nach Sonnenuntergang fanden sich die jungen Seefahrer, ungefähr achtzig kräftige Männer, bei den „Heiligen Hügeln“ ein. Alle trugen die übliche Seemannskleidung und auf dem Haupte den Südwester, um gegen Sturm und etwa einfallendes Regenwetter geschützt zu sein. Sie hatten sich mit Fackeln und Strohbündeln reichlich versehen, denn ohne brennendes Feuer, ohne flammendes Licht war eine ächte Feier des altheidnischen Festes nicht denkbar.

Bei den „Heiligen Hügeln“ angekommen, waren die jungen Männer zuvörderst darauf bedacht, auf den höchsten derselben die Strohbündel anzuhäufen, sie mit den Fackeln in Brand zu stecken und, während sie in grellrothen Flammen aufloderten, und den düstern, wolkenumhangenen Nachthimmel fahl erhellten, unter monotonem, in lang gezogenen Tönen aushallendem Gesange einen feierlichen Fackeltanz um Hügel und Opferflammen zu halten. Dieser Tanz hatte bei seinen seltsamen Umgebungen etwas merkwürdig Phantastisches, war aber auch ganz geeignet, die daran Theilnehmenden in erregte Stimmung zu versetzen.

Richard namentlich, der zugleich mit Knudsen

den Reigen führte, erhitzte sich mehr und mehr, je länger die ernsten Schwingungen des Tanzes dauerten, die, ganz gegen den Willen der Tänzer, nach und nach lebendiger, endlich gar hastig wurden, bis dann sämmtliche Tanzende in eine Art bacchantischen Rausches geriethen, der ihnen auch eine den Bacchanten ähnliche Wildheit verlieh. Kecker und immer kecker schwangen die jungen Leute die roth lodernden Fackelbrände um Haupt und Schultern, so daß die Zahl der Fackeln sich zu verdreifachen schien und der grelle Wiederschein ihrer vom Winde erfaßten Flamme die lauschende, mit gespannter Neugierde dem seltsamen Schauspiele beiwohnende Menge, die Häuserreihen der Ortschaften und die gewaltige Steinmasse der alten Kirchen von Keitum mit phantastischem Glanze beleuchtete.

Niemand war eifriger und unverdrossener bei diesem Seemannsreigen, als Constanzens Verlobter, man mußte sogar annehmen, daß unter seiner speciellen Anleitung und Oberaufsicht die jungen Männer sich auf die Abhaltung dieses phantastischen Festreigens eingeübt hatten; denn die künstlich ausgeführten Verschlingungen desselben konnte man nicht aus dem Stegreif unternehmen. Sie zogen sich in malerischen Verkettungen, bald sich lösend, bald wieder sich schließend, um die ganze Gruppe sämmtlicher Opferhügel.

Seit Beginn des Reigens mochte etwa eine halbe Stunde verstrichen sein. Die Seeleute stimmten zum letzten Male den alten friesischen Gesang an, der mit einer Anrufung der Gottheit endigt, die, obwohl sie als Bitte zu betrachten ist, doch mehr wie eine Herausforderung klang. Auch schien unsern Seefahrern der Beherrscher der Winde diesmal nicht gnädig zu sein, denn je länger der Festtanz währte, je enger er die Hügel umgürtete, desto stärker erhob sich der Südwind und schwoll mehr und mehr zum tobenden Sturme an. Nach dem Pfeifen und Sausen zu schließen, das in den oberen Luftregionen deutlich vernehmbar ward, mußte die Gewalt des heranziehenden Sturmes sehr bedeutend sein. Auch fühlte man bereits die Einwirkung des gefürchteten Feindes auf die Dünen, indem die ganze Atmosphäre von feinen, Haut und Augen peinigenden Sandatomen erfüllt war. Obwohl sämmtlichen Zuschauern diese heulenden Töne in der Luft, das Brausen, Zischen und Donnern der vom Sturm aufgewühlten Wogen, die sich am Gestade brachen, gewohnte Erscheinungen waren, befiel doch bei weitem die Meisten eine gewisse Unruhe, die sich schon deshalb steigerte, weil die Macht des Sturmes, die Schwüle der Luft und die seltsame Formation des träg am Himmel fortziehenden Ge-

wölkes von Minute zu Minute mehr zunahm. Es begann ein unruhiges Drängen, Sprechen und Rufen, das nur Einzelnen gelten sollte, das aber Jeder auf sich bezog, wodurch denn die Unruhe immer ärger, das Hin- und Herwogen der bereits ängstlich werdenden Massen hastiger und ungestümer ward. Die Einen suchten in nicht mehr zu durchdringenden Nebeln die Spitzen der Dünen zu entdecken, die man gewöhnlich in klaren, festen Umrissen am Horizonte erblickt; Andere wendeten das Auge dem Strande zu, über dessen weitgestreckte feste Sandflächen die Brandung der anschwellenden Fluthwoge gleich einer unübersehbaren Heerde silberweißer Lämmer gegen das höher ansteigende Land springend und stolpernd heranhüpfte.

Plötzlich brachte eine unerwartete Erscheinung Ruhe in dieses Chaos. Ein helles rothes Licht flammte in Manneshöhe fern auf der Haide auf, schoß zur Seite wie ein züngelnder Blitz und stand dann wieder einige Augenblicke still, indem es langsam rollend einen Kreis beschrieb. Diese glänzende, hell brennende und gleichsam aus dem Schooße der Erde empor lohende Flamme gewann dadurch noch an Intensität, weil die Fackeln der meisten Seefahrer theils in dem heftig wehenden Sturme von selbst erloschen, theils von ihren Trägern aus Vor-

sicht ausgelöscht worden waren, um durch die brennenden Flocken, welche der Wind über und in die Zuschauermenge trieb, nicht etwa irgend ein Unglück anzurichten.

Dies grelle, alsbald wieder verschwindende Licht zog sofort die Blicke Aller auf sich. Die halbe Bevölkerung Sylt's, die sich bei den „Heiligen Hügeln“ eingefunden hatte, sah jetzt hinaus auf die Haide, und Viele meinten, es werde dem seltsamen Lichtglanze ein heftiger Donnerschlag folgen. Statt dessen aber zeigte sich die momentan unsichtbar gewordene Flamme alsbald wieder, und zwar stärker leuchtend, als bei ihrem erstmaligen Erscheinen, und nicht, ohne daß in manchem Gesichte ein Zug von Angst und Furcht sich bemerkbar machte, sahen jetzt Alle ganz deutlich, daß ein heller, großer Lichtkegel entweder unmittelbar aus der Erde emporlodere, oder dicht an deren Oberfläche langsam über die Haide fortziehe.

„Das Licht von Braderup!“ — „Das wilde Feuer!“ riefen wohl hundert Stimmen verworren durch einander, während die Einen neugierig, die Andern finster, eine dritte Partei vor Angst zitternd und bebend nach dem blendenden Glanze hinaus schauten, der unverrückt, nur von Zeit zu Zeit sich hebend oder senkend, auf einer Stelle stehen blieb

und gleich einem Leuchtfeuer weit hinein in die Binnensee zu erkennen sein mußte. Auch Constanze, welche in Begleitung ihrer Aeltern dem Seefahrerfeste ebenfalls beiwohnte, fesselte das nie gesehene und doch so oft besprochene Licht, das aus dem Brodem der Haide um Braderup seine geheimnißvolle Nahrung saugt. Eine unaussprechliche Bangigkeit befiel sie bei dem Anblicke der seltsamen Flamme, denn sie erinnerte sich sofort des feuchten Herbstabends, an welchem Richard das erzählte Abenteuer gehabt hatte. Nicht minder gedachte sie der Betheuerungen, die ihr Verlobter bei dieser Gelegenheit einer Anzahl Bekannten gegeben, und nicht ohne Grund beschlich sie die Furcht, der unerschrockene Seemann könne jetzt sein Wort zu lösen sich veranlaßt finden.

„O Gott," sprach sie, die Mutter liebevoll umschlingend, „könnte ich doch Richard sprechen!" Dabei strengte sie ihre Augen an, um wo möglich die Gestalt des Geliebten in dem wirren Menschenknäuel, zu dem sich Seefahrer und Zuschauer verdichtet hatten, zu entdecken. In der augenblicklichen Angst ihres Herzens wußte sich das zagende Mädchen weder zu rathen, noch zu helfen. Der Name des geliebten Mannes, der ihr im Lärm der Nacht entschwunden war, trat auf ihre Lippen, und ohne

sich lange zu besinnen, rief sie in Sturm und Graus wiederholt: „Richard! Richard! Komme zu mir! Folge nicht der trügerischen, tückischen Flamme!“

Richard jedoch hörte weder den zärtlichen Angstruf der Liebenden, noch ahnte er, daß sie um ihn, den starken, gesunden, muthigen Mann in Sorgen sein könne. Als Hauptanführer des Seefahrerreigens war er gerade bei dem letzten der „Heiligen Hügel“ angekommen, der in's Feld vorgeschoben lag, als der Lichtkegel in der Ferne sich zeigte. Durch den Tanz erregt, voll freudiger Hoffnungen, die ihm seine Zukunft in heitere Bilder kleideten, fühlte er sich recht innerlich sicher, aufgelegt zu Scherz und Ernst, gedrängt zu kühner Wagniß oder doch zu ungewöhnlichem Abenteuer. Das Licht erblicken, den Ruf der Menge hören und einen raschen Entschluß fassen, war Sache eines Augenblickes.

„Heda, Freunde!“ rief er seinen nächsten Gefährten zu. „Wer begleitet mich oder wettet mit mir? Ich reite heute noch auf dem „wilden Feuer“ nach Hause!“

„Nichts von Wette,“ erwiderte Knudsen. „Wir sind Alle bereit, Dir beizustehen. Ein Schelm seines Namens, wer sich weigert, mit zu gehen!“

„Topp, Topp und wieder Topp!“ rief es rund

im Kreise, und eine Menge derber Hände streckte sich nach Richard und Knudsen aus.

„Uebermorgen ziehen wir abermals hinaus in die Welt,“ sprach Knudsen, „um in fernen Ländern uns das Glück, das in der Heimath nur selten gedeiht, zu erobern und als Gefangene heim zu führen. Was kann es schaden, wenn wir heute noch einmal heiter beisammen bleiben, und eine recht tolle, freie Nacht machen? Dir, Richard, muß dies vor Andern genehm sein, da Du ohnehin bald für immer in die bindenden Fesseln der Ehe geschmiedet wirst, die, mögen sie auch noch so verführerisch aus eitel Rosen gewoben sein, doch ihre scharfen Dornenspitzen nie ganz und auf die Dauer sollen verbergen können. Auch wissen wir ja nicht, ob wir uns je wieder zu einem ächt friesischen Schwärmerzuge auf unserer heimathlichen Insel zusammenfinden werden.“

Leicht erregt, dem Augenblicke lebend, und jedem Genusse, wo er sich bietet, gern sich hingebend, sind die meisten Seeleute. Weder Richard noch Knudsen machten in dieser Beziehung eine Ausnahme von ihren gleichalterigen Kameraden. Der Vorschlag fand deshalb bei Allen lebhaften Beifall, und ehe es irgend Einem einfiel, zu einiger Besonnenheit zu rathen und wenigstens Aeltern oder nahe Verwandte von dem Vorhaben in Kenntniß zu setzen,

war bereits der ganze Schwarm nach allen Richtungen hin zerstoben. Nur ein paar Oertlichkeiten, wo man sich treffen wollte, wurden in der Schnelligkeit den Uebrigen von Richard und Knudsen namhaft gemacht.

---

6. Auf dem rothen Kliff.

Betrübt und von einer nicht zu bewältigenden Bangigkeit befangen, verließ Constanze die heidnischen Opferhügel, die alsbald verödeten und wie gewöhnlich nur noch von dem Rauschen der Sturmwoge umbraust wurden.

„Wo Richard wohl bleiben mag!" sagte sie, an der Schwelle des väterlichen Hauses angekommen. „Ich sehne mich, ihm in's Auge zu blicken, wie noch nie zuvor. Das unselige Licht! Wenn es ihn nun verlockt hätte!"

Der Landvoigt konnte die Besorgnisse seiner Tochter in keiner Weise theilen.

„Richard ist ein Mann, kein Kind", erwiderte er der Zaghaften in nicht billigendem Tone. „Gesetzt auch, er liefe dem Lichte nun wirklich nach, was mir nicht recht wahrscheinlich vorkommt, was wäre es denn weiter! In einer Viertelstunde, wo nicht

früher, hat der Südweststurm die Flamme ausgeweht, und wer im wildesten Wetter wohl zehnmal über den brüllenden Ocean gesteuert ist, ohne zu zucken, oder mit den Augen zu blinzeln, der wird doch wahrhaftig, festen Boden unter den Füßen fühlend, in dem Bischen Gesause nicht den Kopf verlieren."

Constanze verstummte zwar vor dieser Zurechtweisung, Ruhe aber wollte trotzdem in ihr Herz nicht einkehren. Sie blieb still und in sich gekehrt, richtete mechanisch den abendlichen Theetisch an, und horchte dabei auf jeden vorübereilenden Tritt, auf jedes Geräusch, das sich von draußen auf der freilich nicht sehr belebten Straße von Zeit zu Zeit vernehmen ließ.

Indeß verging eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß der von Allen gleich sehnsüchtig erwartete Richard auf der Landvoigtei eintraf. Constanzens Vater ward durch dies auffällige Ausbleiben des Verlobten seiner Tochter selbst beunruhigt, ließ es sich jedoch nicht merken, um die Angst seines geliebten Kindes nicht noch zu vermehren. Eine schickliche Erklärung dafür war schwer zu finden, da Richard schon zwei Tage später die Heimath auf unbestimmte Zeit verlassen sollte, und ihm doch Alles daran gelegen sein mußte, die wenigen Stunden

seines Bleibens in der Heimath möglichst ungestört und in innigstem Verbande mit seiner verlobten Braut zu verleben.

Am wenigsten verwundert über das Nichterscheinen des jungen Mannes war Capitän Peter. Dieser meinte, es sei höchst wahrscheinlich, daß Richard nach Beendigung des Seefahrerreigens von seinen Kameraden genöthigt worden sei, an einem kleinen Gelage, wie dies bei solchen Gelegenheiten unter jungen ledigen Burschen stets vorkomme, Theil zu nehmen. Auf Verlobte, in Fesseln der Liebe Schmachtende habe man dann vor Anderen ein scharfes Auge und suche sie möglichst lange zurückzuhalten. Gewiß erlaube man sich dieselbe Neckerei auch mit seinem Sohne, da er, wie bekannt, unter sämmtlichen, diesmal auf Reisen gehenden jungen Syltern der einzige wirklich verlobte Bräutigam sei.

Peter's zuversichtliche Worte trugen wirklich etwas zu Constanzens Beruhigung bei, obwohl die Viertelstunden zu Stunden anwuchsen und Richard noch immer vergebens auf sich warten ließ.

„Er soll tüchtige Schelte haben," sagte der Capitän. „Bis zehn, und geht es gar nicht anders, bis eilf Uhr gebe ich ihm Urlaub. Darüber hinaus muß Strafe gezahlt werden, und meine feine Tochter in Zukunft hat diese Strafe aus der

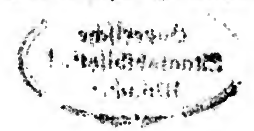
Tiefe ihres geängsteten Herzens ganz allein zu dictiren."

Aber auch diese äußerste Frist verstrich, ohne daß Richard auf der Landvoigtei erschien, wo er doch bis dahin noch niemals auf sich hatte warten lassen. Inzwischen wuchs der Sturm mit jeder Viertelstunde.

„Das wird morgen für die Strandvoigte viel Arbeit geben," meinte Constanzens Vater, der kurze Zeit vor die Thür getreten war, um den Zug der Wolken zu beobachten und die Schwere der Sturmwellen zu prüfen. „Es weht hart aus Südwest; ich fürchte, das gibt Dünenbrüche und viel losgerissenes Gestein an den Kliffen."

Peter, der jetzt ebenfalls hinaussah, trat mit der bestimmten Erklärung wieder in das Zimmer, daß er die Gastfreundschaft des Landvoigtes in Anspruch nehme; denn in so später Stunde und bei solchem Wehen wage er als einzelner Mann den Heimweg doch nicht mehr anzutreten. Lachend setzte er hinzu:

„Ich bin fest überzeugt, auch mein Junge, der wahrscheinlich nach Braderup zu Knudsen's gelaufen ist, ist dort sitzen geblieben und steckt, während wir über sein Ausbleiben glossiren und nebenbei uns auch ennuyiren, bereits mit der Nase in den Federn."



Die Familie des Landvoigtes widersprach dieser Annahme nicht, weil Jeder wünschte, sie möge die richtige sein. So kam die Mitternachtsstunde heran und fand die Harrenden noch immer am Familientische, zwar nicht gerade in heiterer Stimmung, aber doch in ziemlich lebhafter Unterhaltung, indem Peter von seinen früheren Erlebnissen und manchem gefahrvollen Abenteuer zur See erzählte, das er glücklich bestanden hatte und an das er jetzt, nach so langer Zeit, oft recht gern und mit einer gewissen Selbstbefriedigung zurück dachte. —

Sehen wir uns jetzt nach Richard und seinen Gefährten um.

Der Trupp der jungen Leute, welcher sich dem Verlobten Constanzens anschloß, stürmte ohne Verweilen in die Ebene hinaus und schlug den geradesten Weg nach dem gaukelnden Lichtkegel ein, der noch immer in schwebender Bewegung über der öden Haidestrecke glänzte. Dieser Trupp ging westwärts, während Knudsen mit den Seinigen eine mehr östliche Richtung einhielt. Beide Gesellschaften kamen trotz ihrer jugendlichen Frische und trotz aller Anstrengung nur langsam vorwärts, denn der Südweststurm raste mit furchtbarer Heftigkeit über die völlig baum- und strauchlose Haide.

Als Knudsen weit genug von Richard entfernt

war, um nicht mehr von diesem oder einem seiner Begleiter verstanden zu werden, machte er im Schutze der Keitumer Kirche Halt und rief die Seinen um sich zusammen.

„Jungens," redete er sie an, „seid Ihr aufgelegt, an einem Scherze ächter altfriesischer Art Euch zu betheiligen?"

„Je toller, je besser!" riefen Alle wie aus Einem Munde.

„Dann kommt und hört mich an," fuhr Knudsen in ausgelassener Lustigkeit fort. „Wir wollen Richard um seine letzte Schäferstunde prellen. Er hat der schönen Constanze lange genug in ihre großen Nixaugen geguckt, um sein Leben lang deren Glanz und Zauberwärme nicht mehr zu vergessen, heute aber, wo wir gut heidnisch leben, heute taugt das weder für ihn noch für seine schmucke Braut. Vorerst mag der wunderliche Narr dem dummen Lichte nachlaufen, bis er müde geworden ist. Ich sehe schon, wie es kommen wird. Das Licht rennt, eigensinnig, wie es ist, heute einmal gegen den Wind. Demnach wird es sich zwischen Westerland und Winningstedt auf eine Düne setzen, um den Seehunden bei ihrer Nachttoilette zu leuchten. Laßt uns inzwischen, schief gegen den Wind segelnd, in meines Vaters Hause einsprechen. Dort verkleiden wir uns

allesammt, frisiren uns bei einem Glase steifen Grog die Haare und ziehen dann aus, als was? erfahrt Ihr, wenn wir erst vernünftig mit einander werden sprechen können."

Knudsen's Gefährten hätten keine Seeleute und keine Sylter sein müssen, wären sie auf diesen Vorschlag nicht eingegangen. In abenteuerlichster Stimmung entsprach Allen eine recht waghalsige Unternehmung am meisten. Knudsen war bekannt als Erfinder und Ausüber toller Streiche, und so freuten sich die jungen Brauseköpfe schon im Voraus auf das, was er für sie in seinem schöpferischen Hirne in Bereitschaft habe. —

Während dem war Richard, begleitet von etwa zwanzig abenteuernden Genossen, dem „wilden Feuer" so schnell nachgegangen, als der Sturm es gestattete. Ein furchtsamer Mann würde ein solches Unternehmen bald aufgegeben haben. Die Haide war öde und ächzte unter den Flügelschlägen des Sturmes, der wie ein böser Geist über ihr schwebte. Außer dem Rasen qer Windsbraut vernahm man nur zuweilen die gellenden Klagelaute des Kibitzes oder den Ruf des Sturmvogels. Dies wilde Naturschauspiel beleuchtete mit dunstig rothem Lichte die gespenstige Flamme, welche jetzt bald zwischen, bald auf den Grabhügeln der Haide stand, wie es schien,

vom Winde in keiner Weise belästigt. Man hätte das merkwürdige Licht, das so unangefochten in der bewegten Atmosphäre fortbrannte, für den sichtbar gewordenen Geist des Sturmes selbst halten können.

Dann und wann ward die Flamme hinter einem der hohen Grabhügel unsichtbar oder umstrahlte ihn wie ein Heiligenschein. Dies zeitweilige Verschwinden hielt man irriger Weise in Keitum und Tinnum für gänzliches Erlöschen.

Richard hatte das Vergnügen, dem sonderbaren Lichte, das er so gern in unmittelbarster Nähe beobachten wollte, bis auf einige hundert Schritte nahe zu kommen. Bei weiterem Vordringen aber begann es sich zu bewegen, zu hüpfen, rückwärts zu rollen und zwar, als werde es von eigener Kraft getrieben, gegen den Strom des herrschenden Luftzuges.

„Bei dem Raben!" sprach Richard, sich des alten friesischen Betheuerungswortes bedienend, „das malitiöse Licht will uns foppen. Geschwind, vorwärts, damit wir eine Mütze voll seines Thrones mit nach Hause nehmen können!"

So sprechend eilte der starke Mann mit schnellen, weiten Sprüngen der Stelle zu, wo das lohende Erdfeuer schwehlte und zitterte. „Laßt ab!" sagten ein paar weniger zu fruchtlosen Abenteuern Aufgelegte. „Wozu sollen wir einem Irrwische nach-

jagen? Wir erreichen die Flamme eben so wenig, als wir an der Luft, mag sie auch noch so dicht uns umfließen, uns festhalten können."

„Wer keine Lust hat, mir zu folgen, kann zurückbleiben oder umkehren," erwiderte Richard gereizt. „Ich hab's geschworen, das Ding zu erhaschen, wenn's mir wieder einmal begegnen sollte. Jetzt will ich mein Wort wahr machen, und wenn mich dies „wilde Feuer" von Kopf bis zu Fuß verbrühen sollte!"

Alles Zureden seiner Gefährten, die bei dieser Hetzjagd in der stürmischen Nacht Gefahr für ihren Freund sahen, fruchtete nichts. Die Aufregung Richard's stieg mit den Abmahnungen seiner ruhigeren Genossen. Ohne weiter auf sie zu hören, riß er sich los von ihnen, raffte alle Kräfte zusammen und war den nur langsam und mit Widerstreben Folgenden bald weit vorausgeeilt.

Das sonderbare Licht lohte jetzt höher auf, manchmal nahm es auch eine breitere Gestalt an, als wolle es zerflattern. Dem verfolgenden Richard entzog es sich in wunderlichen Sprüngen und stieg endlich über die pfeifenden Sandhaferfelder der Dünen hinan. Hier aber zerborst die Flamme, wahrscheinlich vor der Gewalt einer über den Dünenkamm herabstürzenden Sturmwoge zerreißend. Dennoch verschwand sie nicht sogleich, sondern fluthete in

zahllose rothe Funken auseinander, die als feurige Dünste nach allen Seiten hin fortliefen und in dieser neuen Gestalt wohl für „Strandlichter" gelten konnten, deren Sichtbarwerden dem nordfriesischen Aberglauben zufolge Unheil bedeutete.

Für den in blindem Eifer folgenden Richard war dies Zerwehen des verrufenen Feuers ein wahres Glück, denn schon hatte er die Spitze der Dünen erreicht und stand jetzt dicht am Absturze des hohen Strandes, an dessen Fuße sich die wild empörte See in hohen weißen Schaumbergen unter furchtbarem Tosen brach.

Dieser Anblick gab den Gedanken des jungen Seemannes eine andere und würdigere Richtung. Mit dem Verlöschen des letzten rothen Flämmchens, deren einige noch kurze Zeit auf dem Dünenrande gaukelten und dann hinabflimmerten in die brüllende See, mußte er über sich selbst lachen und seiner eifrigen Jagd auf einen körperlosen Dunst.

Das majestätische Schauspiel des Meeres, gepeitscht von Geißeln des wildesten Sturmes, nahm die Sinne des Seemannes ganz und ausschließlich gefangen. Es war freilich Richard nichts Neues, ein stürmisches Meer zu betrachten, aber die brechende See an steilen Küstengeländen, so großartig in ihrem Wüthen und Rasen, machte doch einen gewaltigen

Eindruck auf ihn, da er gerade dies Schauspiel längere Zeit nicht so aus der Nähe und in so großem Maßstabe gesehen hatte. Ueber diesem zaubervollen Anblicke vergaß er Alles um sich her, selbst das Bild Constanzens, die er ohne Abschied verlassen hatte, erblich momentan in seiner Seele.

An eine Dünenkante sich lehnend, beide Hände in das zähe Gefaser und Wurzelwerk des Dünenhafers schlagend, der traurig melancholische Weisen sang, blickte Richard eine Zeit lang hinab in das Wallen, Wogen, Zischen, Sprühen und Donnern der Brandung. Bisweilen rollten ihre weißen Schaumhäupter gegen sechzig Fuß hoch an den Dünenwänden empor und machten das Erdreich leise erbeben. Obwohl die Gewalt des Sturmes bereits gebrochen war, fand Richard seinen Standpunkt weder bequem noch sicher. Er mußte, war es ihm darum zu thun, noch einige Zeit dessen Wirkungen zu beobachten, einen sicherern Ort aufsuchen. Zu solchen Beobachtungen fühlte er sich nicht blos aus seemännischer Neigung veranlaßt, auch ein paar Erscheinungen, die ihn besorgen ließen, es möge irgendwo in der Nähe ein Schiff auf die gefährlichen Sandbänke gerathen sein, hielten ihn fest. Er glaubte nämlich mit seinem sehr scharfen Gesichte etwa eine Seemeile westwärts die Masten eines

Schiffes zu erkennen, und wenn das Heulen der Windsbraut momentan nachließ, kam es ihm auch vor, als vernehme er vom Strande herauf, jedoch in mehr nördlicher Richtung, Zurufe menschlicher Stimmen. Ob dies Nothrufe waren oder ob die vereinzelt zu ihm dringenden Töne eine andere Bedeutung hatten, das blieb ihm freilich unklar.

Theils um sich selbst zu sichern, theils um in Erfahrung zu bringen, ob weiter nordwärts Gestrandete Menschenhülfe brauchten und begehrten, verließ Richard die Düne und wendete sich behutsam, das Auge immer dem Meere zugekehrt, nordwärts, um die zu ruhiger Ausschau sich besser eignende breite Haidefläche des rothen Kliffes zu gewinnen.

Im grünen Schimmer der von unten herauf leuchtenden Brandungswogen erkannte er bald den hohen, einsam liegenden Felsblock, wo er im Herbste des vergangenen Jahres die frappante Luftspiegelung gehabt hatte, die ihn für einige Stunden in eine ungewöhnlich ernste Stimmung versetzte. Nach diesem Granitblocke, den wohl eine weltumgestaltende Fluth vielleicht schon vor Jahrtausenden aus den Gebirgen der skandinavischen Halbinsel auf die Haide geschleudert haben mochte, steuerte jetzt Richard, denn einen bequemeren Punkt zu längerer Betrachtung des stürmischen Meeres gab es nir-

gend an der ganzen weit gestreckten Westküste der Insel.

Richard lehnte sich mit dem Rücken an diesen Felsblock und sah einige Minuten lang hinaus auf das graue, tobende Meer, das einer rastlos rollenden Hügellandschaft glich, auf deren äußersten Höhen ununterbrochen breite und hohe Lichtstrahlen aufwirbelten. Wie sehr er aber auch sein Auge anstrengte, ein Schiff oder dessen geborstene Trümmer konnte er jetzt nirgend auf dem aschfarbenen, wogenden Grunde und an der eben so fahlen Kimming entdecken.

Dagegen vernahm er bald in kürzeren, bald in längeren Pausen eintönige, lang gezogene Rufe, die ganz so wie das Geschrei Verunglückter, nach Hülfe und Rettung Verlangender klangen.

Richard beugte seinen Oberkörper weit vor, daß der Gischt des vom Sturme über das Kliff emporgetriebenen Meerschaumes sein Gesicht berührte, um mit scharfem Auge an dem dunkeln Gesteine nach Menschen zu suchen. Er sah jedoch nichts, als die langen, weißen Brandungssäulen, die auf Sand und Geröll zerborsten und wieder zurückstürzten in die brodelnde Fluth, um im nächsten Augenblicke abermals hoch empor zu springen an der widerstrebenden Mauer des Kliffes.

Durch den Luftdruck an freiem Athmen verhindert, mußte Richard sich umkehren, wobei er, um nicht von dem noch immer heftigen Winde umgerissen zu werden, mit beiden Händen an den Felsblock sich anklammerte. In diesem Augenblicke drang deutlich vernehmbar der klagende Ruf eines Menschen, der in Gefahr schweben mußte, zu ihm. Richard konnte jedoch nicht genau unterscheiden, ob der Schall der Stimme von unten herauf zu ihm dringe, oder ob der Wind ihm denselben aus weiterer Entfernung zutrage.

Plötzlich bemerkte er auf dem braunen Grunde des östlich sich senkenden Haidelandes, das sich bis dicht an den Absturz des Kliffes vorstreckte, eine Gestalt, die anscheinend mit großen Schritten gerade auf ihn zuging. Diese Gestalt war von übermenschlicher Größe, wenigstens erschien sie dem jungen Seemanne so. Ihr Kopf war mit einem breitkrempigen Klapphute bedeckt. Außerdem trug sie auffallenderweise lange, bis auf die Erde herabreichende Gewänder, so daß Jeder, der sie sah, im ersten Augenblicke sie für ein Weib halten mußte.

Richard, welcher nicht zu den zaghaften oder furchtsamen Personen gehörte, betrachtete ruhig und fest das gegen ihn heranschreitende Gebilde. Gleichzeitig trat er, da der Sturm sich gelegt und in einen

starken Wind übergegangen war, zurück von dem ihn schützenden Granitblocke, um eine freiere und weitere Aussicht über die Haidefläche zu gewinnen.

Die wunderlich kostümirte Gestalt schritt immer näher heran und Richard mußte, wenn nicht eine merkwürdige Augentäuschung obwaltete, annehmen, in der seltsamen Erscheinung ein Weib von ungewöhnlich großem, ja riesigem Wuchse vor sich zu haben. Furchtlos ging er jetzt der Gestalt entgegen und redete sie an.

„Wer bist Du?“ fragte er mit fester Stimme, während eine düstere Erinnerung den Schlag seines Herzens beschleunigte, denn er gedachte des Besuches auf der Höntje und der dortigen ärgerlichen Begegnung.

„Das Stademwüffe, schmucker Junge,“ erwiderte mit heiserem Lachen die Gestalt, indem sie beide Arme ausbreitete, hastig gegen Richard heranschritt und den Ueberraschten, ehe er es hindern konnte, so heftig umschlang, daß er vor dieser unheimlichen Umarmung zusammenschauerte. Wieder schallte ein heiseres Gelächter in sein Ohr, das Rufen angstvoll klingender Menschenstimmen ward abermals hörbar, und mit krächzendem Tone rief das häßliche Weib:

„Der spielt heute lustige Weisen, meine Kinder singen, wie ich's gern habe; komm, laß' uns ein

paar Mal am Rande der Klippe auf und nieder tanzen!"

Nicht eigentlich Furcht, aber ein Gefühl des Grausens war es, das bei diesen Worten Richard's Brust fast erstarren machte und seine Kräfte lähmte. Gibt es wirklich übernatürliche oder unirdische Wesen, die bei Nacht und Nebel, im Sausen des Sturmes umher wandern, und zuvor ihre leuchtenden Boten aussenden, um achtlose oder leichtsinnige Menschen zu verlocken? Diese Frage beschäftigte jetzt ganz allein den jungen Seemann und wollte, trotz allen Widerstrebens, sein gesundes Urtheil überwältigen.

Inzwischen umschlangen die sehnigen Arme des angeblichen Stademwüffe ihn fester und fester, und zwangen ihn, auf dem unebenen Boden der Haide sich im Kreise zu drehen. Richard versuchte zu rufen, aber er vermochte es nicht. Mit Anstrengung aller Kräfte drängte er seine ungestüme Partnerin nach dem Felsblocke, da er eine ungewohnte Ermattung sein Gebein durchrieseln fühlte und das zu Kopf gestiegene Blut ihn schnell schwindlig machte. Dabei lachte die unheimliche Gestalt, die im Besitze übermenschlicher Kräfte zu sein schien, fortwährend, als wolle sie ihn verhöhnen und sich so recht innerlich laben an der Angst des ihr verfallenen Opfers.

In wirbelnder Bewegung erkannte Richard den Felsblock, er sah, wie sein wilder Partner an demselben vorüberglitt — er hörte das Zischen der Brandung — erblickte mit entsetztem Auge das Kliff, die tobende Nordsee! — Mit dem gellenden Rufe:

„Halt ein, Unselige, wir stürzen!“ packte er die Gestalt mit letzter Kraftanstrengung und warf sich nieder auf die unter seinen Füßen wankende Erde. Da rief es in nicht weiter Entfernung:

„Richard, wo bist Du?“ — „Knudsen! Knudsen!“

Die Taumelnden vernahmen den Ruf; der Wind entführte Beiden die Kopfbedeckung — Richard sah in das Gesicht seines übermüthigen Freundes.

„Bleib' ruhig, Freund!“ stotterte Knudsen, sich eben so fest an Richard klammernd, wie dieser ihn umschlungen hielt. „Mir schwindelt! — Teufel, so steh' doch fest! — Es war ein Spaß! —“

„O Knudsen!“ rief Richard, das Knie gegen die äußerste Kante des Kliffes stemmend. Das lockere Gestein aber vermochte das Gewicht des schweren Körpers nicht zu tragen. Es gab nach, bröckelte ab, stürzte und riß eine Menge nachschurrenden Erdreiches und Gerölles mit sich los. Die fest umschlungenen Freunde überschlugen sich im Falle, obwohl Beide noch Geistesgegenwart genug besaßen, Jeder eine Hand nach dem zähen Wurzelgeflecht auszustrecken,

das aus den Rissen des Kliffes in Menge hervorragte. Die gewaltige Wucht der stürzenden Männer aber machte es zerreißen. Von Schutt und scharfem Gestein hart beschädigt, sanken die Unglücklichen in die brüllenden Wogen der brandenden See. Die inzwischen am Rande des Kliffes sich einfindenden Gefährten beider Freunde sahen nur noch die dunkeln Körper der Hinabstürzenden im weißen Schaume der Brandung versinken, noch einmal auftauchen und dann für immer verschwinden. — —

In der Landvoigtei war die Nacht verhältnißmäßig ruhig verlebt worden. Als man sich einmal mit der Annahme vertraut gemacht hatte, der Vermißte werde von dem unfreundlichen Wetter und aller Wahrscheinlichkeit nach mehr noch von seinen lustigen Kumpanen von der Rückkehr zu den Aeltern seiner Braut abgehalten, nahm eine belebte und mehr heitere Unterhaltung wieder die Oberhand. Die Versammelten wachten bis nach Mitternacht und suchten dann in der zuversichtlichen Hoffnung die Ruhe, daß Richard seine Lieben schon früh am Morgen durch recht zeitiges Erscheinen überraschen und sich über sein unartiges Ausbleiben gebührend entschuldigen werde.

Ehe jedoch der Morgen herauf dämmerte, ward der Landvoigt bereits ziemlich unsanft geweckt. Es

kamen eine Anzahl Strandbewohner nach Tinnum mit unklaren, aber wenig tröstlichen Nachrichten. Nicht nur war eine große Anzahl junger Seeleute während der Dauer der Nacht nicht heimgekehrt, auch die Kunde stattgehabter Strandungen, starker Verwüstungen durch die Gewalt des Sturmes und anderer Unglücksfälle traf ein. Hin und wieder, namentlich in der Gegend von Rantum und weiter südwärts an dem Strande des unwirthlichen Dünengebirges, in welches die Südspitze Sylt's ausläuft, waren Schiffstrümmer angetrieben. Die Strandvoigte hatten alle Hände voll zu thun, um zum Rechten zu sehen und möglicherweise etwa von den Wogen ausgeworfene Leichen in Empfang zu nehmen.

Während der Landvoigt diese düsteren Meldungen pflichtschuldigst entgegen nahm, lief die noch betrübendere Kunde von einem Erdsturze am rothen Kliffe ein, wobei, wie man sich erzählte, einige Menschen umgekommen sein sollten.

Diese neue Hiobspost versetzte sowohl den Landvoigt wie Capitän Peter in die heftigste Unruhe. Letzterer namentlich gerieth in eine Erregtheit, die man für gewöhnlich nicht an ihm kannte. Er nahm den Boten, der aus Kempen kam, auf die Seite, drang mit lebhaften Fragen in ihn, nannte den Namen seines Sohnes und ermittelte dadurch wenigstens

so viel als gewiß, daß man Knudsen mit einer großen Schaar junger Leute am vorigen Abende, noch während das „wilde Feuer“ über die Gräber der Haide fortflackerte, nach der Gegend des rothen Kliffes in abenteuerlichen Vermummungen habe aufbrechen sehen. Von Richard wußte er nichts zu sagen, nur daß bis zur Stunde seines Abganges weder dieser noch sein Freund Knudsen von irgend Jemand in Kempen und Braderup gesehen worden sei, konnte er bezeugen.

Durch das lebhafte Sprechen war auch Constanze aufmerksam gemacht worden, und als sie den Namen ihres Verlobten wiederholt, auch von seinem eigenen Vater, nennen hörte, befiel Angst und fieberhafte Unruhe ihr nur mühsam beschwichtigtes Herz auf's Neue. Bald stand sie auf der Diele neben dem Vater, der sich eiligst zum Aufbruche rüstete, und hatte dem Capitän Peter durch hastige Fragen die noch unklaren Gerüchte schnell entrissen.

„Ich begleite Euch,“ sprach sie rasch entschlossen, das Abmahnen der geängsteten Mutter nicht achtend. „Ich muß wissen, was aus Richard und seinen Freunden geworden ist. Ob sie noch leben, ob sie mit zerschmetterten Gliedern menschlicher Hülfe entgegenharren, oder ein Opfer unzeitigen Uebermuthes geworden sind. O mein ahnendes Herz! Mein weissagender, Unglück vermuthender Geist!“

Auch das Zureden des Vaters konnte die entschlossene, charakterstarke Constanze nicht bewegen, ihr Vorhaben aufzugeben. Wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie längere Touren durch die Insel machte, oder die Dünen besuchte, legte sie die Nationaltracht ihres heimathlichen Eilandes an, und bestieg zugleich mit dem Landvoigt und Capitän Peter einen jener offenen Wagen, die noch jetzt auf den friesischen Inseln im Gebrauch sind. Die Sonne stieg eben hinter schmutzig rothem Gewölke, das sich fast über den ganzen Himmel lagerte, auf, als das mit zwei muthigen Füchsen bespannte Gefährt auf ungepflasterten Landwegen der Haide entgegen rollte.

Zwei Stunden später finden wir mit Ausnahme von Constanzens Mutter diejenigen Personen, die wir zu Anfange dieser Erzählung im Hause des Landvoigtes kennen lernten, auf dem rothen Kliffe versammelt, und zwar an derselben Stelle, wo Richard das seltsame Gesicht gehabt hatte, das er in seiner ganzen Ausführlichkeit nur dem Vater mittheilte. Der Granitblock, welcher damals noch mehrere Fuß weit vom Absturze des Riffes entfernt lag, bildete jetzt dessen äußerste Grenze und hing in bedrohlicher Weise schon halb über dem losgetrennten Gesteine. An sechszig bis achtzig Schritt weit zu beiden Seiten des einsamen Felsens hatte das nur

aus Geschiebe bestehende Erdreich sich gelöst und war bis zum Grunde an's Gestade hinabgestürzt, wo es jetzt einen breiten Wall wüsten Getrümmers bildete. An diesem Schuttwalle brachen sich die Wogen der noch immer hoch gehenden See. Eine Anzahl junger Männer kletterte über das Geröll und suchte, so oft die Wellen sich zurückzogen, zwischen den Spalten und Rissen. Ihre Bemühungen hatten auch bald Erfolg. Man winkte, rief sich zu, begann mit bloßen Händen und mit herbei geschafften Werkzeugen zu graben, und zog nach einiger Zeit die arg zerschlagenen Körper zweier Männer, die sich noch im Tode fest umschlungen hielten, aus ihrem nassen Grabe hervor. Es waren die Leichname Richard's und Knudsen's.

Während dies am Strande vorging, saß Constanze weinend am Felsen oberhalb des Kliffes und vernahm aus dem Munde eines der jungen Seefahrer, welcher Richard begleitet hatte und Zeuge seines Kampfes mit Knudsen, dem vermeintlichen Stademwüffke gewesen war, dessen tragisches Ende.

Andere theilten dem Landvoigte und dem ganz niedergeschmetterten Vater Richard's mit, daß Knudsen die Maske jenes verrufenen Gespenstes angelegt habe, das so viele Insulaner oftmals mit eigenen Augen gesehen haben wollten, während seine lustigen Gefährten als Meergötter ihn begleiteten. Eine Anzahl

dieser lagerte sich in den Vertiefungen der Haide am Kliff, ahmte die Stimmen ängstlich Rufender nach und wollte dadurch Richard und seine Begleiter seitwärts in die Haide locken, um hier ungehindert ihrer Laune, nach Art junger verwegener Gesellen vollends den Zügel schießen zu lassen. Nur das zähe Verweilen Richard's in unmittelbarer Nähe des Felsens habe endlich Knudsen, dem die Geduld ausgegangen, veranlaßt, dem Freunde entgegen zu gehen, worauf denn durch ein unglückliches Zusammentreffen eigenthümlicher Fügungen und unklarer Voraussetzungen Einer den Andern ohne Wissen und Willen in den Tod hinabriß.

Constanze vernahm diese für sie so schmerzlichen Auseinandersetzungen mit ziemlicher Fassung, während Peter oft mit beiden Händen krampfhaft in sein graues Haar griff und laut den Tod seines geliebten, einzigen Sohnes beklagte.

Der Landvoigt schwieg lange, als aber die Seefahrer mit den Leichen ihrer verunglückten Freunde vom Strande heraufstiegen und Constanze, von Schmerz überwältigt, schluchzend die kalte, bleiche Stirn des ihr für immer entrissenen Geliebten küßte, ergriff er die Hand des Capitäns, deutete auf die düstere Gruppe und sagte mit leisem Tone des Vorwurfs:

„Ich halte doch dafür, es wird gut sein, wenn wir in den Herzen des heranwachsenden Geschlechtes den Glauben an gewisse Erscheinungen auf unserer Insel nicht zu tiefe Wurzeln schlagen lassen. Ohne das Licht von Braderup und das unselige Stademwüffke lebten wohl beide junge Männer noch, die wir jetzt in ein Grab betten wollen.“

Capitän Peter schwieg. Er drückte dem Landvoigte die Hand, während einzelne Schmerzensthränen auf die gefurchten Züge seines gerötheten Gesichtes herabträufelten.

Die Verunglückten wurden drei Tage später unter großen Feierlichkeiten und begleitet von der halben Bevölkerung der Insel, begraben. Constanze heirathete nicht. Ihren Verlust trug sie mit der Würde und Fassung eines starken Gemüthes. Sie lebte noch lange Jahre, nie aber sah man sie in anderer Tracht, als in Trauergewandung, wie sie die Friesen bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu tragen pflegten. Für Bedürftige hatte sie stets eine offene Hand, und so lange sie still wirkte und Gutes that, verging nur selten ein Tag, wo nicht auf dem Grabhügel, der ihr Liebstes barg, ein frischer Kranz von der Hand der treu Liebenden niedergelegt ward.

119

II.

Eine traurige Begebenheit.

120.

Erstes Kapitel.

Eine schwere Wahl.

Ueber die endlosen braunen Haide- und Moorflächen Nordschleswigs jagte ein einsamer Reiter auf schnaubendem Renner. Der scharfe Märzwind pfiff schneidend kalt von der Geest herab und trieb schwere Nebelwolken vor sich her, welche zerflatternd die an sich traurig-öde Gegend in noch traurigeres Grau hüllten. Die feuchte Wolkendecke lag wie ein Leichentuch auf dem Lande. Nur bisweilen, wenn der Wind schärfer aus Nordwest blies, zerriß der schleifende Nebel. In solchen Augenblicken glich das ganze Land einem riesigen Kirchhofe, denn auf allen Seiten stiegen über den Mooren und auf den Haiden eine Menge komisch geformter Hügel von ziemlichem Umfange auf, hier vereinzelt, dort reihenweis oder in genau gehaltenen Entfernungen von einander.

Auf manchem dieser mit hohem Haidekraut bewachsenen Hügel sah man eingerammte Pfähle, vom Winde schief gedrückt, so daß man sie für zerbrochene Kreuze halten konnte. Es waren die Grabmäler längst verschollener Helden aus vorchristlicher Zeit, jene merkwürdigen Hünengräber, an denen die cimbrische Halbinsel reicher ist wie irgend eine andere Gegend des nördlichen Deutschlands. Hin und wieder zeigte sich auch das steile Strohdach eines Haidekruges mit seinem struppigen Storchneste, am kahlen Rande eines stillen Moores gelegen. Solche Krüge, die nicht eben häufig in diesem nur schwach bevölkerten Theile Nordschleswigs vorkommen, sind gewöhnlich an der Rauchwolke kenntlich, die über der Firste des Daches hängt. Sie weicht nicht einmal gern dem Winde, da sie sich aus allen Ritzen und Oeffnungen des Daches, nicht durch einen Schornstein, welcher diesen nordischen Haidewohnungen meistentheils fehlt, einen Weg in die freie Luft bahnt.

Der Reiter achtete nicht auf diese dem Fremden sogleich in die Augen fallenden Eigenthümlichkeiten des Landes. Er spornte unermüdlich sein schnaubendes Roß zu beschleunigterem Laufe an, trieb es jetzt über unbetretenes Haideland, dann über rissigen Moorboden, oder ließ es auf breitspurigen Sandwegen wie zur Erholung einen langsamen Trab

gehen. Die tiefen, rollenden Sandwege, durch den feuchten Niederschlag durchnäßt, ermatteten das Pferd immer mehr, und nöthigten endlich den Reiter zur Einkehr in einem mitten im Moor gelegenen Kruge der beschriebenen Art.

Als der Reiter, ein noch sehr junger, schlanker Mann mit gelenkem Gliederbau, sein Pferd in die überdachte Einfahrt geleitete, trat ihm ein untersetzter Mann entgegen, das kurz geschnittene braune Haar mit einer rauchen, fast kugelrunden Pelzmütze bedeckt, wie sie allgemein von den jütischen Bauern getragen werden. Die großen schweren Holzschuhe (Holtenscho) an den Füßen, das kurze Beinkleid von sehr grobem dunkelblauen Tuche und der scheue, finstere Blick aus dem breiten, etwas ungewaschen aussehenden Gesichte ließen den Reiter vermuthen, daß er einen geborenen Jütländer vor sich haben möge, wie sie häufig, ja man kann sagen gewöhnlich, im Norden Schleswigs als Hausknechte wie überhaupt als Dienstboten gefunden werden. In dieser Voraussetzung redete er den phlegmatischen Menschen, der ihn dummdreist anglotzte, während er beide Hände in den Hosentaschen behielt, auf Plattdänisch an, das im Jütischen geläufigste Sprachidiom. Der Knecht zog ein breites Maul, bequemte sich seine tief in die Stirne gedrückte Mütze ein wenig zu

rücken, und gab in demselben schrecklich klingenden Dialekte Antwort.

„Gib dem Pferde eine Hand voll Heu," befahl der Reiter, „und ein Paar Bissen Schwarzbrod. Ich selbst kann wohl ein Paar Eier haben und ein Glas Portwein?"

Der Hausknecht zog wieder seinen Mund breit und nickte bejahend.

„Wie lange habe ich wohl zu traben bis Lügumkloster?" fragte der junge Reitersmann, seinem Pferde das Gebiß lösend.

„Hä," lachte der Knecht, „zwei Stunden auf Haideboden und drei im Sande."

„Wie, im Ganzen fünf Stunden? Das ist ja unmöglich. Ich muß doch schon nordöstlich von Tondern sein?"

„Nä," sagte der phlegmatische Jüte, „ich meine Eins oder's Andere."

„Es gibt also zwei Wege nach Lügumkloster?"

„Zwei, drei, vier, Herr, so viel Sie wollen, der zweistündige ist aber der kürzeste, hä, hä."

Dem jungen Manne stieg das Blut in's Gesicht über das höhnisch klingende „hä, hä" des Jüten, und beinahe hätte er ihm aus Verdruß die Reitpeitsche fühlen lassen. Indeß beherrschte er sich, murmelte ein „Verdammter" zwischen den Zähnen

und trat in das Gastzimmer, wo ihn das freundliche, offene Gesicht der Wirthin sogleich von deren rein deutscher Abkunft überzeugte. Der übliche Gruß „Willkomm!" klang ihm recht gemüthlich entgegen. Er reichte der Frau die Hand und bestellte Eier und Portwein.

„Sollen Sie nicht etwas rohen Schinken dazu haben?" fragte die Wirthin, unter der Küchenthüre stehen bleibend. „Er ist ganz delicat."

„Soll und will ich haben, gute Frau," erwiderte der Reiter, die halb dänische Construction in der Redeweise der Wirthin zugleich nachahmend und corrigirend. Sie lächelte freundlich, ohne die Verbesserung ihres Deutsch zu bemerken, und kehrte bald mit einem vortrefflichen Glase Portwein zurück.

„Das Essen wird sogleich nachkommen," sagte sie, dem Reiter gegenüber Platz nehmend. „Der junge Herr kommen wohl schon weit her?"

„Von Schleswig."

„Es ist heute nicht gut reisen, besonders zu Pferde. Der Nebel schleift immerwährend auf der Haide und durchnäßt Sand und Moor so stark als regnete es ununterbrochen. Der Herr wollen vermuthlich nach Ripen?"

„Nicht ganz so weit."

„Um so besser."

„Wie das?"

„Es ist nicht angenehm, spät Abends auf der Geest zu reisen, und bevor der Herr Ripen erreichte, würde es doch Nacht werden."

„Gibt's Räuber oder Strauchdiebe hier oben?" fragte der junge Reisende.

„Das gerade nicht," versetzte die Krugwirthin, „aber Sie wissen ja, wie das Volk hier herum zum Theil gesinnt ist wegen des Sprachstreites. Wer den deutschen Dialekt spricht, kann mit den gemeinen Leuten leicht Händel bekommen, und setzt es nur erst Streit, so bleiben die Schläge nicht lange aus. Erst neulich sind ein Paar Reisende blos ihrer Sprache wegen und weil es zu einem Wortwechsel kam, arg gemißhandelt worden. Sie klagten, allein wie es gegenwärtig hier im Norden ist, kräht kein Hahn über solche Ungerechtigkeiten."

„Tröstet Euch, liebe Frau, das wird nächstens hoffentlich anders werden," erwiderte der Reisende.

„Meinen Sie wirklich?" fragte die Frau lebhaft. „Sind neuere Nachrichten da aus Kopenhagen? Werden die dänischen Herren nachgeben und die Uebelstände abschaffen? Ach, es wäre doch recht, recht sehr zu wünschen, besonders für uns einsame Haidebewohner. Der neue König würde sich einen wahren Gotteslohn damit verdienen."

„Habt guten Muth, liebe Frau, es wird sicherlich anders und zwar bald,“ erwiderte der junge Reisende mit vielsagendem Blicke, ohne ein weiteres erklärendes Wort beizufügen. Die Frau hätte zwar gern noch mehrere Fragen an den jungen Mann gerichtet, sie wagte aber doch nicht den ihr gänzlich Unbekannten zu bestürmen, da sie durch manche trübe Erfahrung genöthigt worden war, bis zu einem gewissen Grade Jedermann zu mißtrauen, was ihrer offenen, geraden Natur, ihrem ehrlichen Charakter schnurstracks zuwider lief. Inzwischen brachte ein Mädchen den bestellten Imbiß, den sich der junge Mann trefflich schmecken ließ. Die Wirthin wünschte ihm guten Appetit und nahm, da sie doch das Bedürfniß der Mittheilung fühlte, das Gespräch von Neuem auf.

„Da ist vor Kurzem ein Gevatter von mir, Peter Erichsen — der Herr werden ihn nicht kennen — aus Soröe zurückgekommen, ein gescheidter Mann, der sich von jeher um das Land und seine Rechte viel gekümmert und alle Bücher, die darüber geschrieben worden sind, gründlich durchgelesen hat. Der hat mir erzählt, daß die aufregenden Reden künftighin ganz verboten werden sollen. Der König-Herzog, sagte mein Gevatter, wolle kein Unrecht dulden und beiden Theilen gerecht werden. Wer deutsch

ist, soll deutsch, wer dänisch ist, dänisch bleiben. Keiner aber soll vor dem Andern seiner Sprache wegen etwas Voraus haben."

„War einer von den Volksrednern etwa neulich hier in der Gegend?" fragte der Reitersmann. „Der Laurids soll viel im Lande herumreisen, hörte ich."

„Ja, wenn man das wüßte," versetzte die Krugwirthin. „Der Laurids ist ein Mensch wie ein fliegendes Feuer. Heute ist er da, morgen dort; heute predigt er Klugen, morgen Unklugen. Geglaubt aber wird meistens, was er sagt, und das gibt dann immer wieder auf's Neue Anlaß zu Reibungen und bösen Geschichten."

„Ihr habt Euch wohl einen Ableger von dem gelehrten Bauer angeschafft?" sagte der Reisende lächelnd, seitwärts durch's Fenster nach dem Jüten deutend, der eben in seinen plumpen Holzschuhen, die Hände in den Hosentaschen, sich mitten auf den Düngerhaufen stellte, um den Enten zuzusehen, die sich nach ihrer Art in unreinem Wasser gütlich thaten. „Wenn der keine Propaganda macht, so weiß ich nicht, wie Nordschleswig gut dänisch werden soll!"

Seufzend erwiderte die Wirthin: „Sie scherzen, junger Herr, und wer möchte Ihnen das übel nehmen. Für uns Haide- und Geestbewohner hier im Norden des Landes ist es aber eine wahre Strafe,

daß wir genöthigt sind, fast nur jütische Dienstboten zu halten. Deutsche verdingen sich nicht gern in diese Gegend, auch fordern sie, weil sie Besseres leisten können, höheren Lohn. Der Jüte dagegen ist arm, nicht so aufgeweckt und viel genügsamer. Da sind wir denn wohl gezwungen Jüten zu nehmen, Gott sei's geklagt! Und so viele Jüten, so viele Aufpasser im Hause! Man lebt wie unter lauter heimlichen Gegnern. Freilich sind ungebildete Jütländer nicht die Allerklügsten, auch kann man sich vor ihnen hüten, wenn man Hochdeutsch spricht, allein sie besitzen bei aller Beschränktheit eine eigenthümliche angeborene Verschlagenheit, und was sie nicht verstehen, das errathen sie, weshalb auch der beschränkteste Jüte als stiller Hausspion immer noch ganz gute Dienste leistet."

Der junge Reisende hätte sich gern noch länger mit der gesprächigen Wirthin unterhalten, um weitere Erkundigungen über gewisse Verhältnisse einzuziehen, allein die schon vorgerückte Tageszeit und ein feiner Regen, der aus dem dichten Wolkenschleier herabträufelte und zur Nacht leicht in sehr unfreundliches Wetter ausarten konnte, riethen ihm, ohne längere Säumniß aufzubrechen. Er bezahlte also seine Zeche, gab dem grinsenden Hausknechte ein Trinkgeld für Besorgung seines Rosses und saß bald wieder im Sattel.

„Glückliche Reise, junger Herr," sprach die Wirthin, ihm die Hand reichend. „Vergessen Sie nicht, abermals einzusprechen, wenn Sie wieder einmal des Weges kommen sollten."

„Das kann geschehen und früher wohl, als Ihr glauben mögt," versetzte der Reiter. „Vergeßt Ihr nur inzwischen auch nicht, was wir gesprochen haben und traut meiner Versicherung, daß es in nicht gar langer Zeit anders werden wird."

Eiligen Trabes flog das wieder gekräftigte Pferd den Haidepfad dahin. Der Reiter zog einen grau und weiß gewürfelten Plaid aus seinem Mantelsack und schlug ihn zum Schutz gegen den Regen um seine Schultern, eine Sitte, die bei nordischen Reisenden ihrer großen Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit wegen häufig Nachahmung findet.

Nach zweistündigem scharfen Traben, theils auf Haide- und Moorboden, theils auf sandigem Wege ward die bis dahin ungemein eintönige und öde Gegend fruchtbarer. Der Reisende hatte den hohen Rücken der Geest allmählig überstiegen und näherte sich dem fetten Marschlande der Westküste. Die monotone Haide wich üppig aufsprossenden Saaten, die unübersehbaren Moorflächen verwandelten sich in eben so ausgedehnte Wiesen, die von breiten, hier aber nicht sehr hohen Erdwällen umgürtet wurden. Wei-

terhin zeigten sich die in so früher Jahreszeit freilich noch kahl aussehenden Knicke, sichere Kennzeichen bebauten Landes und fruchttragender Aecker. Baumgruppen wurden sichtbar, schmale, tiefe Bäche, Auen genannt, rollten ihre moorbraunen Gewässer unhörbar dem nicht mehr fernen Meere zu, und wenn die Nebel zerrissen oder sich etwas hoben, konnte der Reiter deutlich eine bedeutende Häusergruppe in nicht gar weiter Ferne entdecken. Diese Häuser lagen dem Anscheine nach in einem Parke und gruppirten sich so um den unschönen Bau einer Kirche, daß diese gerade den Mittelpunkt des jedenfalls sehr freundlichen Ortes bildete.

„Gott Lob, ich bin am Ziele!“ sprach der Reiter, dessen Begehr nach einem bequemen Quartier wohl eben so lebhaft sein mochte, als das seines ermüdeten Rosses nach Ruhe und Stallung. „Mit Sonnenuntergang bin ich dort und hoffentlich der erste und einzige Bote einer solch außerordentlichen Nachricht in dieser entlegenen Gegend.“

Nach Verlauf von einigen und zwanzig Minuten erreichte der junge Mann den hübsch gelegenen Ort, eines jener mittelgroßen Kirchdörfer, deren es in Schleswig viele gibt und die sich immer durch einladende Sauberkeit auszeichnen. Obwohl die Sonne bereits untergegangen war und das reg-

nerische Wetter, verbunden mit der undurchdringlich festen Wolkendecke, alle Gegenstände in matte Dämmerung hüllte, leuchteten doch die einzeln stehenden Häuser mit ihren blaßgelben Ziegelwänden recht einladend aus den allerdings noch unbelaubten Gruppen im Winde rauschender Ulmen. Die glatt geschornen steilen Strohdächer, die so unscheinbar aussahen, thaten dem freundlichen Eindruck nicht nur keinen Eintrag, sondern erhöhten eher noch das heimathlich Anziehende, das jedem Hause eigen zu sein schien.

Unfern der Kirche, in einem allerliebst gehaltenen Garten, lag das Haus des Kirchspielsvoigtes, das schon von Ferne mit seinen spiegelblanken Fensterscheiben und den vielen blühenden Gewächsen in geschmackvoll geformten Blumentöpfen einladend in die Augen fiel. Hier vor dem Gitterthore hielt der Reiter sein Pferd an, schwang sich gewandt aus dem Sattel und nickte freundlich grüßend einem blondlockigen Mädchen zu, das zwischen den Blumen am Fenster sichtbar ward. Gleich darauf öffnete sich die Hausthür und zwei blühende junge Mädchen hüpften lachend dem unerwarteten Ankömmlinge entgegen.

„Du hier, Eduard?“ sprachen beide froh erstaunt. „Was treibt Dich von Kiel nach dem Norden? Wie erhitzt Du bist! Fort, fort in's Zimmer,

daß Du Dich nicht erkältest! Johann soll für das Pferd sorgen."

„Ist Vater daheim?" fragte der Kieler Student, die Schwestern herzlich küssend.

„Vater und Mutter. Du findest uns gerade beim Thee. Wie geht's in Kiel? Was machen die Freunde?"

„Alles gut, denk' ich."

Die Schwestern sahen den Bruder fragend an, während sie ihn vereint in's Haus geleiteten. —

Nane Hendersen, der Kirchspielsvoigt, war ein schon bejahrter Mann von sehr ernstem Charakter. Sein Blick hatte nichts Gewinnendes. Man sah ihn selten freundlich, selbst im Familienkreise zeigte er sich kühl, zurückhaltend, oft verschlossen. Auch jetzt, beim unerwarteten Besuche seines in Kiel studirenden Sohnes, war in seinem Aeußern keine Spur freudiger Bewegung zu entdecken. Er begrüßte den Sohn mehr wie ein strenger Vorgesetzter seinen Untergebenen, als wie ein Vater. Auch die Mutter, eine noch immer sehr stattliche Dame, die in früheren Jahren eine Schönheit gewesen sein mußte, hatte von diesem ernsten Wesen des Vaters etwas angenommen, was ihrem Auftreten den Anstrich formeller Tournüre gab. Ueberhaupt schien Alles an ihr Form, ausgebildete Form zu sein. Dies mußte

an einer Dorfbewohnerin überraschen, fand aber leicht darin seine Erklärung, daß Madame Hendersen, Kopenhagenerin von Geburt, nicht nur ihre ersten Jugendjahre in der dänischen Hauptstadt zugebracht, sondern auch bis zu ihrer Verheirathung in sehr vornehmen Kreisen daselbst gelebt hatte.

Eduard nahm zwischen den Aeltern Platz am Theetisch, beantwortete bereitwillig die Fragen der Schwestern, die sich nach Freunden und Bekannten angelegentlich erkundigten, und fand währenddem vollkommen Zeit, sich ganz wieder in die Situation zu versetzen, die für das Leben im Vaterhause maßgebend war.

„Ihr habt in diesem Jahre frühzeitig Ferien,“ sagte nach längerem Schweigen der Vater. „Wie geht das zu?“

Eduard suchte das Auge des Vaters zu erfassen, um in seiner Seele zu lesen, der Kirchspielsvoigt blickte aber so kühl und unbefangen wie immer um sich.

„Allerdings,“ entgegnete der Sohn, „und daß wir so ungewöhnlich zeitig anfangen, das haben wir den Vorgängen in Kopenhagen zu verdanken.“

„Wie das? Sind die Kieler Professoren Mitglieder der Regierung? Ich wüßte doch nicht. Es mag freilich in Folge der thörichten Aufregungen

und noch thörichteren Aufreizungen, welche sich aus Deutschland bis in unsern Norden fortgepflanzt haben, jetzt etwas lebhaft hergehen in der Hauptstadt, indeß will mich bedünken, es kümmere dies die Universität in Kiel ganz und gar nicht."

„Das kann nicht Deine Herzensmeinung sein, bester Vater," erwiderte Eduard, sichtlich erröthend. „Was die Herren in Kopenhagen treiben, muß Jedermann in unserm Vaterlande nicht blos kümmern, sondern sogar bekümmern, denn gerade unser Vaterland ist ja der Gegenstand, um den man dort würfelt."

„Mein Sohn," sagte Hendersen, indem ein fast spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte. „Du sprichst wie ein Student, wie ein junges leicht erregbares Blut. Kopenhagen, das wolle bedenken, ist die Hauptstadt des dänischen Reiches, und wenn sich in dieser Hauptstadt, dem Sitze der Regierung, Außerordentliches zuträgt, so wird, wie Du zu sagen beliebst, auch „unser Vaterland" mit davon betroffen, immer aber nur mittelbar, als Theil des Ganzen; denn einen Theil des Ganzen bildet dieses „unser Vaterland."

Diese Worte sprach Hendersen vollkommen leidenschaftslos, zugleich aber auch so ernst und entschieden, daß eigentlich gar keine Entgegnung darauf

möglich war. So faßten sie auch die Schwestern auf, die kaum zu athmen wagten, und um nicht zu einer unbequemen Bemerkung fortgerissen zu werden, rasch nach ihren Strickzeugen griffen. Die Mutter dagegen ließ die bisher gehandhabte Arbeit ruhen und sah den Sohn mit großen Augen an.

Eduard zuckte unwillkürlich die Achseln, indem er eben so kühl, jedoch mit der Miene eines Wissenden antwortete:

„Man sieht, Du kennst eben die Sachlage nicht."

„Nicht?" fiel, das Wort stark betonend, der Vater ein. „Nun, das ist mir lieb zu hören; da kann der Beamtete vielleicht von dem Herrn Studenten etwas lernen."

„Bester Vater," sagte Eduard begütigend, „entweder hast Du mich nicht recht verstanden oder ich habe mich unklar ausgedrückt. Nicht um Lernen handelt sich's, sondern ganz einfach um eine Thatsache, um ein fait accompli, wie man heut' zu Tage am liebsten sagt, das kein Raisonnement mehr ändern oder rückgängig machen kann. Deshalb frage ich Dich: weißt Du nicht, was in Kopenhagen vorgegangen ist und was in Folge dieser Vorgänge in unserm Vaterlande, in diesen einander so eng und Jahrhunderte lang treu verbundenen Herzogthümern geschah?"

Offenbar stutzig gemacht, versetzte der Kirchspielsvoigt: „Ich weiß von Nichts, als von der nach Kopenhagen Seitens der Herzogthümer entsendeten Deputation.“

„Du weißt also nicht, daß der König-Herzog die Incorporation Schleswig's in Dänemark ausgesprochen, daß dies entscheidende Wort die Deputation in Eile aus Kopenhagen vertrieben hat; daß die Herzogthümer, von dem Geschehenen benachrichtigt, das Aeußerste versucht und bereits gehandelt haben, indem Rendsburg durch rasches Handeln in den Besitz des Prinzen von Noer gekommen ist? Das Alles wißt Ihr nicht, beste Aeltern, liebe, theure Schwestern?“

Hendersen hatte den lebhaft sprechenden Sohn ruhig ausreden lassen. Dann sagte er so gelassen wie zuvor:

„Wir liegen hier oben auf der Grenze zwischen Marsch und Geest etwas seitab von der großen Weltstraße, mithin erfahren wir selbst weltbewegende Ereignisse gewöhnlich etwas später als andere Leute. Ist es nun, wie Du sagst, so hast Du uns eine gewaltige und, ich gestehe, auch eine sehr betrübende Neuigkeit überbracht. Dann vergiß nicht, mein lieber Sohn, daß man das, was die überklugen Herren in Kiel und Rendsburg gethan haben, ohne beschö-

nigende Phrase Rebellion nennt, und daß jeder, der sich daran betheiligt, ein Hochverräther an Seiner Majestät, dem Könige von Dänemark und Herzoge von Schleswig-Holstein ist."

„Urtheile nicht zu rasch, nicht zu streng!" sprach Eduard in fast bittendem Tone.

„Ich urtheile gar nicht, ich nenne die Dinge nur bei ihrem wahren Namen."

„Aber Vater," sagte der Kieler Student, „es ist doch sonnenklar, daß die Männer des Casino die ganze dänische Verfassung über den Haufen geworfen, d. h. in optima forma Revolution gemacht und den König genöthigt haben, seinen Namen zu dieser Beliebung herzugeben. Wenn nun die Herzogthümer, mit denen diese Casinomänner gerade eben so verfahren wollen, wie mit dem Könige, nicht ebenfalls Ja sagen, weil man sie nicht so leicht zwingen kann, wie eine Person, so handeln sie nur loyal und haben das heiligste Recht, so zu handeln."

„Man spürt, daß Du Logik gehört hast," versetzte Hendersen, „nur schade, daß die Prämissen Deines Schlusses falsch sind. Hat der König, wie Du selbst sagst, den Umschwung der Dinge in seiner Residenz gebilligt, so ist derselbe durch ihn sanctionirt und hat Gesetzeskraft erlangt. Wer also denselben nicht anerkennen will, lehnt sich gegen den könig-

lichen Willen auf, und wird eben dadurch zum Rebellen, zum Hochverräther."

„Verzeihe mir, Vater," entgegnete Eduard, „wenn ich zu dieser Schlußfolgerung bemerke, daß sie jedwede unmoralische Handlung gutheißt."

„Findest Du es unmoralisch, wenn ein Volk die Verfassung seines Landes ändert?"

„Durchaus nicht, wohl aber ist es unmoralisch, wenn eine derartige Aenderung nur deshalb beliebt wird, um einer andern Nation bequemer anerkannte uralte Rechte damit verkümmern zu können. Dieser Fall findet bei der Volksbewegung in Kopenhagen statt. Wir Schleswig-Holsteiner sollen um das Unsrige gebracht, von den Dänen, die doch ohne uns nicht existiren können, unterjocht werden."

„Du entwickelst wirklich ganz merkwürdige Ansichten," warf die Mutter piquirt ein. „Werden Euch diese auf der Universität beigebracht? Dann würde Dänemark besser thun, die ganze Universität aufzuheben."

„Du sprachst da von „unserer Nation", die von den Dänen unterjocht werden solle," entgegnete Hendersen. „Welche Nation meinst Du denn eigentlich? Doch wohl nicht die schleswig-holsteinische?"

„Und wenn ich sie meinte?"

„Dann würde ich Dir bemerken müssen, daß

die Schleswig-Holsteiner nur einen Stamm oder richtiger ein Conglomerat verschiedener Stämme, durchaus aber keine Nation bilden. Wollen wir von einer Nation reden, so können wir immer nur von einer dänischen Nation sprechen, und dieser gehören wir Schleswig-Holsteiner mit an, wodurch Deine vorigen Lamentationen in Nichts zerfallen."

„Ich zweifle, lieber Vater, daß Du mit dieser Behauptung Viele für Dich gewinnen wirst," versetzte Eduard. „Die Schleswig-Holsteiner sind, wie Du als geborner Sohn dieses Landes sicherlich bereitwillig zugibst, mit nur sehr geringen Ausnahmen Deutsche, nicht Dänen; sie haben mithin eine andere Nationalität als die Inseldänen, denen schon seit unvordenklichen Zeiten das deutsche Element, besonders hier in Nordschleswig, ein Dorn im Auge ist. Da sie zu schwach sind, um gegen ganz Deutschland zu operiren, so befassen sie sich ausschließlich mit uns, bekämpfen also in uns Schleswig-Holsteinern die deutsche Nationalität, die wir als Deutsche doch wohl auch die unsrige zu nennen berechtigt sind."

„Mich dünkt, mein Sohn," erwiderte der Kirchspielsvoigt, „wir gerathen hier auf ein höchst unfruchtbares Feld, wo Jeder genug Terrain findet, um seine Ansichten zu vertheidigen. Dies kann zu

Nichts führen, am wenigsten für uns Beide. Ich will Dich durchaus nicht schelten, daß Du Dein engeres Vaterland, Deine speciellen Landsleute in Schutz nimmst. Es ist dies vielmehr ein schöner Zug aufstrebender Jugend, den ich zu würdigen verstehe. Allein ich kann und werde auch nie zugeben, daß aus sogenanntem beschränktem Patriotismus einem größeren, höhere Zwecke verfolgenden Staatswesen Unrecht gethan werde. Als Staatsbürger, als Unterthanen — und das sind wir doch wohl Beide — haben wir uns nur an das Nächste zu halten. Dies besteht für mich in treuer Erfüllung meiner Pflicht gegen das Staatsoberhaupt, dem ich als Beamter Gehorsam geschworen habe, für Dich, mein Sohn, darin, daß Du als Lernender Deine Pflicht thust, Dich nicht um Politik kümmerst, und die Entscheidung der Nationalitätsfrage denen überläßt, welche darüber ein endgiltiges Urtheil zu fällen befähigt sind."

„Dies Verhalten, mein Vater, war ohne Zweifel zweckmäßig bis vor wenigen Tagen," entgegnete Eduard, heute kann es für uns Beide nicht mehr die Richtschnur unseres Handelns sein. Das Unabwendbare ist eingetreten — der Bruch zwischen Dänemark und den Herzogthümern. Vielleicht jetzt schon, indem wir sprechen, werden die ersten Kugeln

gewechselt zwischen beiden einander feindlich gegenüber stehenden Nationalitäten. Da bleibt auch dem Einzelnen, sei er beamtet oder amtlos, kein Ausweg mehr. Er muß Partei ergreifen für oder wider; er muß dem Rufe folgen: Hie Dänemark, hie Schleswig-Holstein! oder seines Namens Gedächtniß wird dereinst als das eines Lauen, Feigen nur mit Schmach bedeckt fortleben!"

„Du magst Recht haben," sagte Hendersen. „Ist der Aufstand so weit gediehen, wie Du berichtest, so muß eine Entscheidung getroffen werden. Besonnene Männer, die sich ihrer Pflicht bewußt sind, können nicht unschlüssig sein. Was mich betrifft, ich bin schon längst, schon seit Jahren entschieden."

„Du bist Schleswig-Holsteiner, ja, Du bist's und bleibst es!" rief der Sohn mit flammendem Auge.

„Gewesen, Eduard, gewesen!" sprach Hendersen schneidend kalt. „Mit Rebellen kann und will ich keine Gemeinschaft haben. Von jetzt an bin ich Däne vom Wirbel bis zur Zeh', bin geschieden und losgelöst für alle Zeit von dieser Erde, auf der ich geboren ward, und mit Stolz erfasse und umklammere ich fest den heiligen Danebrog als meines alleinzigen Vaterlandes gemeinsame Fahne! Hoch Dänemark und seine Patrioten!"

Während Hendersen sprach, hatte sich seinem Wesen eine Wärme mitgetheilt, die gegen die gewöhnliche Kühle seiner Natur merkwürdig abstach. Es glühte im Tone seiner Stimme etwas wie Feuer der Leidenschaft, und man mußte zugeben, daß, mochte dies Feuer vielleicht auch nur ein künstlich angefachtes sein, die Kunst hier schwer von der Natur zu unterscheiden war.

Dieses so bestimmt und unerwartet schnell ausgesprochene politische Glaubensbekenntniß des Kirchspielsvoigtes brachte eine schwer zu schildernde Aufregung unter den anwesenden Mitgliedern der Familie hervor. Während die Mutter, welche niemals ihre dänischen Sympathieen verläugnet hatte, ihrem Gatten beistimmend und dankend zugleich die Hand reichte, traten Thränen in die Augen der beiden jungen Mädchen, die als Schleswig-Holsteinerinnen längst schon die Schmerzen des geliebten Vaterlandes still im Herzen trugen. Sie wagten dem strengen Vater gegenüber nicht zu sprechen, nur still flehend, als wollten sie Gnade und Gerechtigkeit für ihr Vaterland erbeten, hoben sie die Hände gegen ihn auf, und was die zitternde Lippe verschwieg, das sagten laut die feuchten Augen. Eduard aber erblaßte, seine Glieder bebten, die Augen schossen flammende Blicke auf die hohe, eiserne Gestalt des

plötzlich in einen starren Nationaldänen verwandelten Vaters. Er stand auf und umfaßte krampfhaft die Lehne seines Stuhles.

„Vater," sprach er mit nur halblauter Stimme, „Du hast ein fürchterliches Wort gesprochen; Du hast damit Deine Söhne von der Schwelle Deines Hauses gejagt!"

„Ich wüßte nicht, daß davon die Rede gewesen wäre."

„Es ist jetzt aber davon die Rede, Vater, indem Du erklärst, daß Du Däne seist und bleiben wollest. Ich — ja Vater, Mutter, Schwestern — ich, ich bin Schleswig-Holsteiner, und als Schleswig-Holsteiner will ich leben und sterben."

„Geliebter Bruder!" riefen die Schwestern zugleich, den Bruder herzinnig umarmend. Die Mutter kehrte dem Sohne den Rücken, indem sie das Wort „Rebell!" über den Mund gleiten ließ, der Vater lächelte bitter und sagte trocken: „Du bist Student und stehst unter väterlicher Gewalt, das ist Alles!"

„Nein, nein, nein, Vater!" rief der Sohn mit jugendlicher Heftigkeit. „Ich gehöre nicht mehr zu Dir, wenn Du Dein Vaterland verläugnen kannst; denn wisse: ich habe mit den Waffen in der Hand mich den Reihen derer angeschlossen, welche sich

Rendsburg's bemächtigten. So recht, Mutter! Wende Dich immer ab von Deinem Sohne. In Deinen und des Vaters Augen bin ich, wie Du sagst, ein Rebell."

„Und das wagtest Du zu unternehmen, ohne vorher zu fragen, was ich dazu sagen würde?" sprach Hendersen.

„Das Vaterland war in Gefahr," entgegnete Eduard. „Ich wäre ein erbärmlicher Feigling gewesen, hätte ich zaudern wollen."

„Und was trieb Dich nach solchen Antecedentien hieher?"

„Der Wunsch, Dich, die Mutter, die Schwestern noch einmal vor Beginn des offenen Kampfes zu sprechen, ach, und die Erwartung, die sichere Erwartung, Du würdest, gleich den Edelsten und Besten unseres Volkes, handeln und festhalten am Vaterlande, dem rechtlos bedrängten!"

„Du hörst, daß ich dieser Ehre nicht theilhaftig werden kann," versetzte Hendersen. „Ich habe mich für Dänemark entschieden, Du glaubst für Holstein in die Schranken treten zu müssen. Ich beklage das tief, weil ich es für ein großes Unglück halte, aber ich bin nicht so hart, Dich darob verdammen oder verstoßen zu wollen. Folge Deiner Ueberzeugung, wenn Du daran Recht zu thun glaubst. Ich, Dein

Vater, will Dich als Verirrten, nicht als Verbrecher betrachten, und kommt dereinst die Zeit besserer Erkenntniß für Dich, die nicht ausbleiben kann, so will ich, falls ich dann noch lebe, Dein Fürsprecher sein, damit dem Reuigen volle Vergebung nicht entgehe."

Wir wollen die Scene, welche dieser Erklärung folgte, nicht weiter auszumalen versuchen. Es war die klar und einfach ausgesprochene Feindschaft unter den Gliedern einer bis dahin völlig friedlich zusammenlebenden Familie, und die Wirkung der Worte Hendersen's auf die verschiedenen Anwesenden war eine ungeheure. Die Schwestern standen, obwohl unthätig, entschieden auf Seiten des Bruders; ihnen gegenüber kühler, aber auch viel energischer im Wollen, reichten sich Vater und Mutter zu unverbrüchlichem Bunde die Hände.

Eine kurze Zeit schwankte Eduard, nicht, weil er zweifelhaft war, was ihm zu thun oblag, sondern weil er nicht wußte, wie er den entstandenen Bruch zwischen den Aeltern und sich von der am leichtesten erträglichen Seite auffassen sollte. Die Schwestern mit beiden Armen umschlingend, sprach er nach geraumer Weile:

„Es muß geschieden sein, liebe Aeltern. Selbst wenn ich nicht fühlte, wie ich fühle, müßte ich doch von

Euch gehen, denn mein Wort liegt als Pfand in Rendsburg, mich unter die Fahne des Vaterlandes zu stellen in den Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Du läßt mich in Frieden ziehen, Vater, und dafür danke ich Dir. Sehe ich Dich nicht wieder in diesem Leben, dann ehre mein Andenken; denn ich gebe mein Leben dahin für eine Sache, von der ich überzeugt bin, daß sie gut und gerecht ist, und den fallenden Feind ehrt ja auch der anders gläubige Gegner. So vergib mir denn, Vater, und segne mich!"

„Verlange nicht das Unmögliche, Eduard," versetzte Hendersen. „Ich könnte Dich halten, und es wäre eigentlich meine Pflicht, es zu thun, ich will aber nicht, weil Du durch ein gegebenes Wort gebunden bist. Gehe also, wohin Verblendung und der Wahnsinn der Zeit Dich treiben. Ich hoffe, Du wirst alsbald zur Besinnung kommen und ungerufen Dich wieder unter dem väterlichen Dache stellen."

Eduard wandte sich der Mutter zu, um dieser die Hand zu küssen. Die stolze Frau aber wehrte ihn mit schwer verhaltenem Grimme ab.

„Fort, fort!" rief sie, ihr Gesicht abwendend. „Wollte Gott, ich könnte sagen, Du seist nicht mein Sohn!"

„Mutter," sprach Eduard, „Du weißt nicht,

was Du thust! So wahr ich an Gott, den Allmächtigen, glaube, ich kann nicht anders! Gott sei mit Dir, Gott sei mit Euch, geliebte Schwestern!"

Lange umarmten die jungen Mädchen den von den eigenen Aeltern gleichsam geächteten Bruder. Endlich riß sich Eduard los, grüßte nochmals schweigend und mit vorwurfsvollem Blicke die starren Aeltern, welche sich mit verschlungenen Händen in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatten, und verließ das Familiengemach. Bald darauf vernahmen die Zurückgebliebenen den Hufschlag eines rasch davon trabenden Pferdes.

„Nehmt Euch ein Beispiel daran, liebe Kinder," sagte der Kirchspielsvoigt zu seinen leise weinenden Töchtern mit so ruhigem Tone, als sei Nichts vorgefallen. „Sobald in einem Familienkreise zwei Meinungen sich Geltung verschaffen, kann es ohne Unfrieden, ohne Hader und Zerwürfniß nicht abgehen. Dasselbe Verhältniß findet in einem Staatswesen statt. Glücklich und einig leben beide nur dann, wenn da wie dort die Ansicht eines einzigen Oberhauptes maßgebend für Alle ist. Familien in der Familie, Staaten im Staate sind immer Beförderer von Mißhelligkeiten und späteren Kämpfen. Ich fürchte sehr, daß Scenen, wie die, von der wir eben Zeuge gewesen sind, sich noch häufig in den

nächsten Tagen auf schleswig-holsteinischem Boden wiederholen werden. Doch genug von einer Angelegenheit, die sich nicht ändern läßt. Muth, Muth; Ihr Mädchen! Der Junge ist noch nicht verloren. Die erste Kugel, die ihn streift — die meisten treffen bekanntlich nicht — wird ihn schon curiren, und kommt er nur erst wieder, dann verlaßt Euch darauf, das Festessen, das Nane Hendersen gibt, soll von sich reden machen."

Zweites Kapitel.

Harald.

Am Tage nach dem Durchzuge der deutschen Truppen durch Hadersleben im Mai 1848 finden wir Christine, die jugendliche Gattin des Amtmanns Dethens in ihrem Zimmer, am hell polirten, mit blühenden Gewächsen reich decorirten Fenster sitzen. Vor ihr auf dem eleganten Nähtischchen lag ein erbrochener Brief, welcher den Poststempel Kopenhagen trug. Die junge Frau mußte geweint haben, an den seidenzarten, blonden Wimpern zitterten noch einzelne Thränenperlen, und die sonst so durchsichtige Klarheit ihrer tiefblauen Augen war von einem verdächtig aussehenden röthlichen Schimmer getrübt.

Christine arbeitete an einem Kinderhäubchen, das wohl für den lachenden Buben bestimmt sein mochte, der unfern der Mutter auf der grau gemal-

ten, glänzend polirten Diele saß und in einer Menge Spielzeug seelenvergnügt herumkramte.

Zwischen den Blumen am Fenster blinkte über den Gärten zweier gegenüber gelegener Häuser der blaue Meerbusen der Ostsee herein, den bald goldene Sonnenlichter erhellten, bald dunkle Schlagschatten vorüberstürmender Wolken in tiefes Grau hüllten.

Christine seufzte und trocknete sich wiederholt die immer von Neuem hervorbrechenden Thränen. Bisweilen ließ sie auch wie ermattet die Hände mit sammt der Arbeit sinken, sah lange starr vor sich hin und hing, wie die Falten auf ihrer sonst so lichten Stirn andeuteten, trüben oder wohl gar traurigen Gedanken nach. Der Eintritt eines Dienstmädchens in der einfach schmucken Kleidung der schleswig'schen Dienerinnen, die bei großer Sauberkeit ungewöhnlich kleidsam ist, und einer gewissen nationalen Färbung nicht entbehrt, störte sie darin.

„Frau Amtmännin wollen entschuldigen," sprach die Dirne in plattdeutscher Mundart, „da ist eben ein junger Mensch in Matrosenkleidung in's Haus gekommen und verlangt durchaus Madame zu sprechen."

„Wie nennt er sich?"

„Das will er Madame selber sagen, der Gar-

stige," fuhr das Mädchen fort, „im Uebrigen ist's ein ganz manierlicher und hübscher Bursche."

Christinens feine Züge überzog ein schelmisches Lächeln. „Laß ihn nur immer herein, Doris," sagte sie, „vielleicht ist's ein Bekannter meines Mannes oder gar ein Bote von ihm. Er hat ja doch wohl kein ungeberdiges, rohes Aeußere?"

„Gott bewahre, Frau Amtmännin!" versetzte das Mädchen. „Man könnte ihn eher für einen Capitän halten, wenn er nur etwas vornehmer gekleidet ginge."

Christine winkte, die Thür öffnete sich und die erstaunte Doris wollte kaum ihren Augen trauen, als der vermeintliche Matrose ohne viele Umstände an dem lärmenden Knaben vorüberstürmte und die gleichfalls überraschte junge Frau mit dem freudigen Ausrufe: „Gott zum Gruß, beste Schwester!" umarmte.

„Harald, Bruder Harald, woher kommst Du so plötzlich?" rief freudig bewegt die eben noch so Niedergedrückte. „Ich glaubte Dich noch viele, viele hundert Meilen vom Vaterlande entfernt."

„Du weißt, beste Schwester," versetzte Harald, der seit drei Jahren als Obersteuermann auf einer Bremer Handelsbrigg nach Ostindien gegangen war, indem er sich ungenirt einen Stuhl an den Näh-

tisch schob und den spielenden Knaben, der den fremden Mann mit großen neugierigen Augen ansah, auf seinen Schooß nahm, „Glück und Wind sind die unbeschränkten Beherrscher aller Seefahrer. Das Glück war uns hold, der Wind günstig, und so komme ich denn, anstatt erst im Herbste, schon jetzt direct aus den ostindischen Gewässern zurück. Doch, Herzensschwester,“ fuhr er fort, sich während des Sprechens angelegentlich mit seinem kleinen Neffen beschäftigend, „bevor wir von unsern eigenen Angelegenheiten reden und ich Dir meine Reiseabenteuer erzähle, sage mir, was hier im Lande eigentlich los ist? Im tiefsten Frieden verlasse ich es vor drei Jahren, und jetzt krachen Büchsen hinter allen Knicken. Man hat Schlachten geschlagen, früher bewohnte Häuser stehen leer, in anderen leben stockfremde Menschen. Kurz es kommt mir Alles so toll und kraus vor, als ob ich in China oder Japan wäre. Was hat der Wegzug des Vaters aus seiner Amtswohnung zu bedeuten?“

„Bist Du schon davon unterrichtet?“

„Ich komme geradewegs aus unserm Geburtsorte, und habe von Glück zu sagen, daß mich unterwegs keiner von den breitkrempigen Klapphüten mit den drei gewaltigen Federn — Heckerhüte heißen, glaub' ich, die Dinger — niedergeschossen hat, wie

ein Stück Wild. Die Kerls sind ja geradezu des Teufels und halten auf jedes zweibeinige Geschöpf, mag's eine blaue oder rothe Jacke tragen. — Ist der Vater wirklich versetzt worden oder ist er — nimm's mir nicht übel, Schwester, aber heraus muß es — ist er etwa ausgekniffen?"

Christine reichte statt aller Antwort den offenen Brief ihrem Bruder, dessen Inhalt ihr wahrscheinlich so viele bittere Thränen entpreßt hatte. Harald ergriff ihn und warf einen schnellen Blick auf den Umschlag.

„Aus Kopenhagen? Und von der Mutter? — Er entfaltete das Schreiben und las es mit steigender Verwunderung aufmerksam zu Ende. Als er damit fertig war, reichte er es wieder der Schwester und stützte die Stirn nachdenklich in seine Hand.

„Du weißt jetzt Alles," sagte Christine, „und Du wirst zugeben, daß einer Familie kaum ein größeres Unglück zustoßen kann., als das ist, was uns betroffen hat."

„Wohl wahr," versetzte der lebhafte junge Seemann. „Aber das kommt, Gott verdamm' mich, von der vermaledeiten Kopenhagener Verwandtschaft! Ohne die Herren Oheime in den breit betreßten Staatsröcken, in denen ich sie schon als Junge für Bediente großer Herren hielt, hätte so etwas nie

geschehen können. Die Mutter — zürne nicht, Schwester, daß ich es unumwunden ausspreche — ist eitel und ehrsüchtig, wie es nur eine geborene Kopenhagenerin sein kann, und dem Vater — Gott verzeih' mir die Sünde, wenn ich ihm Unrecht thue — ist aus purem Stolz auf die vornehme und einflußreiche Verwandtschaft, obwohl sie ihn persönlich nicht sehr unterstützt hat, der Hochmuth in den Kopf gestiegen. — Was? man muthet uns erzdeutschen Menschen zu, wir sollen vergessen, wer wir sind? Sollen Dänen werden, als ließe sich eine Nationalität umkrempeln, wie ein lederner Handschuh? Den Teufel auch! Ich bleibe Deutscher, und als Deutscher Schleswig-Holsteiner, so lange ich noch einen Fockmast von einer Erbsenstange unterscheiden kann. Gott verdamm' mich, solch Geschreibsel kann einen ja wild und toll machen!"

„Bitte, bitte, bester Bruder, fluche nur nicht so lästerlich!" sagte Christine besänftigend. „Es hört sich gar zu schlecht an."

„Thut nichts, Schwester, das ist Seemannsart und schleswig-holsteinisch obendrein, auch erleichtert es ganz merkwürdig das Herz, wenn's so recht überquillt vor Schmerz und Wuth. Versuch's nur einmal, Du wirst dann, Gott verdamm' mich, viel weniger Thränen vergießen."

Die Schwester mußte über diese naive Zumuthung lächeln und fragte den Bruder Steuermann, was er unter so bewandten Umständen zu thun gedenke.

„Ich nehme Dienste, so gewiß ich ein Paar gesunde Fäuste habe," erwiderte Harald. „Aber wo? wo? das ist jetzt die Frage. Ein schleswig-holsteinisches Heer scheint es so eigentlich nicht zu geben, und doch möchte ich am liebsten unter meinen Landsleuten fechten, nicht unter den deutschen Hülfstruppen. Zu den Freischaaren, die ganz vortrefflich sein mögen, passe ich gar nicht. Bei diesen guten Leuten ist mir zu wenig strenge Mannszucht, was mir nicht gefällt. Als Seemann fordere ich blindesten Gehorsam und leiste ihn gern selbst, sobald ich Untergebener bin. Lockere Disciplin taugt, Gott verdamm' mich, nichts, weder im Land- noch Seedienste!"

„Seit dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Bau," bemerkte Christine, „hat man unser eigenes Heer neu zu organisiren begonnen, und ich bin fest überzeugt, daß es sich gut und mit Glück auch geübteren Truppen gegenüber schlagen wird. Die Affaire bei Bau konnte voraussichtlich kaum anders enden. Es fehlte an Allem, an einem tüchtigen Führer, an geordneten, kampfgeübten Truppen, an

einem durchdachten Schlachtplane. Man mußte in Eile zusammenraffen, was man vorfand, nur um dem andrängenden Feinde begegnen zu können. Der gute Wille, die Kampfeslust der jungen Männer, ganz besonders der Kieler Studenten, genügten nicht, der dänischen Ueberlegenheit in Bezug auf Führung der Truppen das Gleichgewicht zu halten. Gegenwärtig ist Alles ungleich besser geordnet. Auch dient in unserm Heere der Reichste neben dem Aermsten, der Sohn des großen adligen Gutsbesitzers neben dem ungebildeten Käthener, und diese Verschmelzung aller Stände zu einem gemeinsamen Ganzen, das einig zu handeln bestimmt ist, verleiht unserer kleinen Armee doppelte Macht.“

„Soll ich eintreten?“ fragte Harald. „Exerciren werde ich so schnell wie ein Anderer lernen. Nur fürchte ich mit dem Schießgewehr nicht recht zu Stande zu kommen, weil ich eigentlich links bin. Doch sag' mir zuvor, wo steckt Bruder Eduard?“

„Das weißt Du nicht?“

„Wie sollte ich es wissen, da ich erst seit wenigen Tagen am Lande weile.“

„Ach, das ist eine traurige Geschichte,“ sagte Christine. „Unmittelbar nach den Rendsburger Vorgängen, an denen der Bruder Theil genommen hatte, trat er als Unteroffizier in das Studentencorps. Die-

sem Schritte ging ein sehr heftiger Auftritt mit den Aeltern voraus, von dem ich nur durch die Mittheilungen der Schwestern in Kenntniß gesetzt worden bin. Diese Truppe, die mit bewunderungswürdigem Muthe bei Bau focht und es nicht dulden wollte, daß die Schlacht verloren ginge, litt furchtbar. Wer nicht den Kugeln der Feinde erlag, fiel mit nur geringen Ausnahmen in Gefangenschaft. Auch Eduard traf dies nicht beneidenswerthe Loos. Eine Kartätschenkugel hatte ihn an der Schulter unbedeutend verwundet, schwächte aber durch den Blutverlust seine Kräfte. Fortwährend kämpfend wich er mit einem tapfern Häuflein zurück, um sich nach Flensburg zu werfen. Allein die an der Bucht hinführende Straße ward in so entsetzlicher Weise mit Kartätschen und Granaten von den Kanonenböten der Dänen beworfen, daß dieser Plan aufgegeben werden mußte. Du kennst die Eisengießerei an der nach Norden führenden Chaussee. In dies Gebäude warfen sich die Kämpfenden, hoffend, es werde sich irgendwie eine Gelegenheit zur Flucht darbieten. Sie wurden jedoch umzingelt und mußten sich ergeben. So befindet sich denn der arme Bruder gegenwärtig unter den Kriegsgefangenen auf der „Dronning Maria“, und hat neben so manchen andern Unannehmlichkeiten auch noch die Strafbriefe der

allgewaltigen Oheime zu ertragen, mit denen diese den armen Jungen allwöchentlich zu beehren pflegen."

„Der arme Teufel!" sagte theilnehmend Harald. „Ich wollte, ich könnte ihn ablösen, Gott verdamm' mich! Zumal da er auf dem abgetakelten alten Dinge von einem Linienschiffe sitzt. Auf Schiffen weiß ich besser Bescheid, als ein Kieler Rechtsstudent. Weißt Du was, Schwester? Ich werde an seiner Statt in's Heer treten, damit die entstandene Lücke wieder ausgefüllt wird."

Christine reichte dem Bruder die Hand. „Du bist so gut," sprach sie, „ich danke Dir dafür, doch muß ich gestehen, daß ich Dich lieber auf einem andern Platze sähe."

„Wo denn, Schwester? Sprich nur. Ich bin zu Allem bereit und gehe gern dahin, wo ich am zweckmäßigsten zu verwenden bin."

„Auf unserer jungen Marine," erwiderte schüchtern Christine. „Du lachst mich vielleicht aus, daß ich von einer Marine spreche, die Sache ist aber doch nicht so gar lächerlich. Dieser Krieg mit Dänemark, mag er enden wie er will, wird Deutschland, zu dem Schleswig-Holstein ja doch von Rechtswegen gehört, den Anfang einer Flotte geben, und unser Vaterland wird das beste Bauholz dazu liefern. Schon baut und rüstet man Kanonenböte aus, man

denkt an Bemannung einiger Kriegsdampfschiffe, um vorerst wenigstens die Küsten gegen Ueberfälle zu schützen und einen kleinen Krieg zur See führen zu können. Deutschland rüstet ebenfalls. Hält nun diese Begeisterung nur eine Zeit lang an, und sehen zugleich auch die deutschen Machthaber die Nothwendigkeit ein, daß ein großes Reich, mag es einen Namen führen, welchen es will, stets machtlos ist und bleibt ohne den Besitz einer Kriegsmarine, so kann es gar nicht fehlen, wir müssen und werden binnen zwei Jahrzehnten es mit jeder Seemacht zweiten Ranges auf dem Oceane aufnehmen können."

„Gut, gut," sagte der junge Steuermann, „ich gehe zur schleswig-holsteinischen Abtheilung der zukünftigen deutschen Marine."

Christine billigte diesen patriotischen Entschluß ihres Bruders und setzte sich sogleich hin, um ihre Freunde in Kiel, Rendsburg und Schleswig brieflich davon zu benachrichtigen. Harald brach noch desselben Tages mit der von Norden kommenden Nachtpost nach Süden auf, um ja keine Zeit zu verlieren. Dem Abreisenden gab die Schwester Briefe an ihren Gatten mit, der sich in Geschäftsangelegenheiten in Schleswig aufhielt, desgleichen an den Bruder in Rendsburg, der interimistisch eine Charge in einem Bureau übernommen hatte.

Drittes Kapitel.

Dronning Maria.

Die Ostsee ging hoch. Ein starker Nordostwind peitschte die Wellen im Sunde zu Schaum und warf selbst die im Hafen der Hauptstadt liegenden Schiffe an ihren Ankerketten hin und her. Unter den vielen abgetakelten Seeschiffen fiel vor allen ein colossaler Schiffsrumpf in die Augen, der offenbar zu einem großen Linienschiffe bestimmt gewesen war, jetzt aber als untauglich seitwärts lag. Er ragte mit seinem mastenlosen Deck hoch empor über die anderen Schiffe und glich einem Bienenkorbe. Zu jeder Stunde des Tages wimmelte es von Menschen auf dem Deck, die häufig wechselten. Alle waren militärisch geklei- det, nur in verschiedenen Uniformen. Manche unter ihnen trugen auch einen Arm in der Binde oder gingen hinkend an einem Krückstocke die Schanzklei-

dung entlang. Die deutschen Lieder, welche häufig auf dem Schiffe angestimmt, und je nach der Richtung des Windes jetzt im Hafen, jetzt wieder am Strande vernommen, obwohl selten verstanden wurden, bezeichneten den ausgemerzten Schiffsrumpf als das Wohnhaus der schleswig-holsteinischen Kriegsgefangenen.

„Es war die „Dronning Maria" (Königin Maria), das eichene Bohlengehäuse, in dessen dunkelm Innern die Dänen alle in der Schlacht bei Bau gemachten Gefangenen untergebracht hatten. Nur die Verwundeten, welche ärztlicher Behandlung und immerwährender Pflege bedurften, befanden sich nicht mit auf der „Dronning Maria."

Gegenüber diesem Gefangenschiffe, das von dänischen Wachen besetzt war, sammelte sich immer eine Menge Neugieriger, welche mit einem gewissen Abscheu die sogenannten „Insurgenten" betrachteten.

Gegen Abend füllte sich das Verdeck der „Dronning Maria" gewöhnlich mit einer größeren Anzahl Gefangener, die vor Nacht die erquickende Seeluft genießen wollten; denn in dem Bauche des gewaltigen Schiffes war es, wenn auch nicht gerade fürchterlich, doch keineswegs angenehm. Jedermann freute sich, wenn nach überstandener Nacht der Morgen wieder anbrach und die bis dahin geschlossenen Luken wieder geöffnet wurden.

Um diese Zeit wuchs auch die Menge der Gaffer am Strande, die sich erst mit Einbruch der Nacht gänzlich verlief. Oft hörte man dann ein wüstes Schreien und Singen. Die Kehlen der Sänger waren nicht gestimmt, suchten aber durch starke Betonung zu ersetzen, was ihnen an Harmonie abging.

Ein zahlreicher Haufe solcher naturwüchsiger Gesangshelden zog an einem hellen Juniabend aus der Stadt dem Strande zu. Er bestand aus lauter Matrosen und Lastträgern, dem rohesten Volke der dänischen Residenz, die meistentheils auf dem Holme hausen und nach diesem ihren Aufenthaltsorte unter der Bezeichnung „Holmer Matrosen" allgemein bekannt sind. Gebildete vermeiden so viel wie möglich jede Begegnung mit diesem wüsten Volke, da sie in dem Rufe wilder Rauflust stehen.

Die Melodie des Liedes, das diese wahrscheinlich halbtrunkene Schaar in die kühle Abendluft hineinschrie, war den schleswig-holsteinischen Kriegsgefangenen sehr wohl bekannt, und immer eine gelinde Tortur für sie, weil sie nichts dagegen zu thun, ja nicht einmal ihrem Ingrimme durch Anstimmung eines Nationalliedes Luft zu machen vermochten. Es dauerte nicht lange, so konnten die Gefangenen die Worte des Liedes verstehen. Als die Spitze des taumelnden Haufens sichtbar wurde, schrieen die

Vordersten wiederholt: da Capo! und sogleich hob der ganze Troß den beliebten Gesang von Neuem an.

„Wenn die Kerls wirklich alle so tapfer zuschlügen, als sie ihren „Tappern“ singen, dann wehe jedem Deutschen!“ flüsterte einer der Kriegsgefangenen seinem neben ihm am Bord lehnenden Leidensgefährten zu.

„Still,“ sagte der Kamerad, ein junger schlanker Mann, „die Wache nähert sich. Vermuthlich will sie den Genuß des schönen Verses, den der Troß eben jetzt anstimmt, aus erster Hand haben. Horch nur, wie sie brüllen!“

Die aus mehreren Hunderten bestehende Menge sang, daß die Stimmen überschnappten, den Refrain, der bei jedem Verse in ein dreimaliges Hurrah ausläuft. Die Wache konnte es doch nicht unterlassen, dies letzte „Hurrah“ wenigstens mitzumurmeln; denn für Nationaldänen hatte der Gesang des damals beliebtesten Volksliedes im ganzen Königreiche eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

„Merkwürdig,“ bemerkte leise der junge Mann, in dem wir den Sohn des Kirchspielsvoigtes Nane Hendersen wieder erkennen, „merkwürdig! Wenn das Volk singt, spricht es richtig „Hurrah“, und wenn es sich zurückzieht, schreit es allemal „Hurräh!“ Wie das wohl kommen mag?“

Sein Mitgefangener mußte über diese Bemerkung lachen, die Matrosen aber, die jetzt der „Dronning Maria“ gerade gegenüber den Strand entlang fortwogten und den Wehrlosen manches Spottwort als Abendgruß zuriefen, schwenkten einzelne roth und weiß gestreifte Taschentücher in der Luft, und wedelten dabei mit ihren Hüten, indem sie noch lauter als zuvor, ihre breiten, von Grog glühenden Gesichter dem Schiffe zukehrend, sangen:

„Om Dannebrog jeg veed,
Om Dannebrog jeg veed,
Det faldt fra Himlee ned,
Ja det faldt fra Himlee ned ꝛc.“

Die beiden Gefangenen wollten eben wieder ihre Bemerkungen machen, als sie das Commando zur Empfangnahme des Abendessens rief. Um nämlich bei der großen Anzahl der im Schiffe Bewachten eine gewisse Ordnung aufrecht zu erhalten, wenn die Eßglocke schlug, hatte man vollkommen militärisches Commando eingeführt. Die Hungrigen waren in Sectionen und Compagnien eingetheilt, wie beim aktiven Heere. Jede solche Abtheilung hatte ihre bestimmten Führer, welche, sobald sie die Reihe traf, das Signal zum „Fassen“ gab. Konnten die Kriegsgefangenen auch nicht über Hunger klagen, so wurden doch eben so wenig Beschwerden über allzu große Sättigung laut, weshalb denn das Speisecommando von Keinem überhört ward.

Im Innern der „Dronning Maria“ sah es zu jeder Zeit etwas verworren und wüst aus, den Gipfel bunten Durcheinanders aber und unaufhörlichen Drängens erreichte der stets verworrene Zustand jedesmal zur Zeit der Speisevertheilung. Es war nämlich die Einrichtung im Interesse der Gleichheit und nach dem löblichen Grundsatze „Gleiche Brüder, gleiche Kappen“ getroffen, daß Jeder persönlich die ihm zukommende Portion in Empfang nehmen mußte. Nun kann man sich denken, wie sanft und gemüthlich es an der großen Schiffsküche im Mitteldeck herging, wenn etwa 600 bis 700 junge Leute mit colossalem Appetit nach ihrer Portion Verlangen trugen. Ganz allein die strenge soldatische Disciplin vermochte hier Ordnung zu erhalten, ward aber auch tagtäglich Veranlassung zu den lächerlichsten Auftritten.

Alle Gefangenen rückten abtheilungsweise gegen das Küchencentrum vor. Jeder erschien mit seiner Waffe, d. h. mit seinem Suppennapf, denn der gewöhnliche Imbiß bestand aus einer Suppe von trockenem Gemüse, der ein derbes Stück Schwarzbrod, mit Schmalz oder Butter von höchst zweifelhaftem Geruche bestrichen, beigefügt war. Um zur Küche zu gelangen, mußten die im Commandoschritt anrückenden Mannschaften die sehr steile Schiffstreppe hinab-

und nach empfangener Portion auch wieder hinaufsteigen, was nicht geringe equilibristische Kunstfertigkeit erforderte. Es kam nämlich sehr oft vor, daß in Folge des Drängens der Hintermänner, und weil es schwer war, den vollen Suppennapf und das Brod beim Aufsteigen ruhig zu halten, von der betreffenden Flüssigkeit ziemlich ansehnliche Quantitäten verschüttet wurden. Das machte die schmalen Treppenstufen schlüpfrig, und in Folge des Breittretens der feuchten Substanz durch die Nachfolgenden so glatt, als wären sie mit Fett bestrichen. Die Letzten hatten deshalb begreiflicherweise ein schweres Stück Arbeit, und die Zahl der Fallenden oder doch derer, welche mit fast ganz leeren Näpfen zurückkehrten, war in der Regel sehr ansehnlich. Indeß ließen sich die jungen Leute durch dies täglich ein paar Mal wiederkehrende Ungemach den Humor eben so wenig verderben, als durch die bisweilen würmerreiche Suppe, die mittelst so großer Körperanstrengung förmlich erobert werden mußte.

Eduard Hendersen, dessen Streifwunde längst geheilt war, gehörte an dem erwähnten Abende zu den vom Schicksal Auserkorenen, die mit leerem Napfe und ein paar Beulen an den Schienbeinen von der Suppenexpedition zu ihren Kameraden zurückkehrten. Man lachte über die komischen Grim-

massen, die der Taumelnde vor seinem gänzlichen Falle geschnitten hatte, und ergab sich nach beendigtem Souper den allabendlichen „politischen Studien."

An diesen Studien nahmen nicht alle Gefangene Theil, was weder zu wünschen noch auch möglich gewesen wäre. Die „Insurgenten außer Diensten", wie man sich scherzweise nannte, waren unter einander übereingekommen, volle Freiheit bezüglich der etwa vorzunehmenden Beschäftigungen walten zu lassen. In Folge dieses sehr weisen Abkommens gab es denn jeden Abend eine Reihe von Clubs, die zusammen eine Welt im Kleinen darstellten. Hier wurde in den tollsten Improvisationen Komödie gespielt, stets mit scharfen politischen Anspielungen, die wirklichen Acteurs auf „den Brettern, welche die Welt bedeuten," höchst wahrscheinlich harte Bestrafungen zugezogen hätten. Dort gab eine Partie Gefangener ein Musikfest oder ein Abendconcert auf Instrumenten, die gar nicht vorhanden waren, sondern blos mittelst geschickter Lippenstellung nachgeahmt wurden. Auf dieser Seite sang ein Männerchor ernste deutsche Kriegslieder aus den Jahren 1813 und 1814, auf jener trat ein Bärenführer auf. Während links ein Wachsfigurenkabinet arrangirt und erklärt wurde, hielt rechts ein enragirter Demokrat allen Ernstes schwarz-roth-goldene Volksreden. Kurz es ging im

Innern der „Dronning Maria“ fast so toll zu wie beim Bau des babylonischen Thurmes. Keiner störte, Keiner verstand den Andern, des Scherzens und Lachens aber war bei der Menge drolliger und oft wahrhaft origineller Einfälle begreiflicherweise kein Ende, bis Schlafenszeit ebenfalls commandirt ward, und die ganze improvisirte Tollheit wie ein Geisterspuk plötzlich mit Einem Schlage verschwand.

Eduard mit seinen Freunden bildete, wenn sie sich nicht gerade der ambulanten Zuschauermasse anschlossen, einen politischen Club und trieben darin sogenannte politische Studien, d. h. die Freunde lasen sich die ihnen von Regierungswegen gestattete Zeitung wechselseitig vor, von A. bis Z., und machten darüber ihre Glossen. Schleswig-Holstein und Deutschland waren natürlich täglich die Zielscheibe der dänischen Angriffe, und die gesammten deutschen Angelegenheiten nahmen sich, durch die Loupe des dänischen Journalismus betrachtet, höchst sonderbar aus. Gerade diese fast an's Burleske streifende Färbung amüsirte die jungen Gefangenen, und da man auf anderem Wege von Deutschland und was dort vorging, nichts erfahren konnte, so war man sehr zufrieden, seine politische Weisheit aus dieser freilich sehr trüben Quelle zu schöpfen.

Preußens ermunternde Betheiligung an dem

Kampfe der Herzogthümer, die schnelle Einnahme ganz Schleswigs durch die regulären deutschen Truppen, und die massenhaft herbeiströmenden Freischaaren, endlich der Einmarsch des preußischen Oberbefehlshabers in Jütland war auf diese Weise auch zur Kenntniß der Kriegsgefangenen gekommen. Nicht zu verhehlenden Jubel aber verursachte das damals in ganz Deutschland zündende Drohwort des kriegserfahrenen Generals, nach welchem jeder Angriff dänischer Kriegsschiffe auf die deutschen Ostseeküsten in entsprechender Weise, d. h. durch ein in Brand gestecktes jütisches Dorf gerächt werden sollte. —

Seit dieser Zeit hoffte die Mehrzahl der Kriegsgefangenen auf baldige Befreiung, denn Niemand konnte glauben, daß die an Zahl den Dänen weit überlegenen Truppen sich lange auf ihrem Zuge gen Norden aufhalten würden. Sogar mit dem Gedanken an eine nicht mehr ferne Einnahme Kopenhagens beschäftigten sich einzelne Exaltirte, indem sie voraussetzten, ein so derb und gebieterisch auftretender Heerführer müsse auch über gewaltige Mittel zu verfügen haben. Die „deutsche Flotte" war die nationalste Frage in allen deutschen Gauen. Man sammelte, man leerte seine Sparbüchsen für dieselbe; warum also sollten nicht etwa von England her so viele Kriegsfahrzeuge zu holen sein, um unter ihrem Schutze

eine hinreichende Streitmacht über die Belte zu werfen? Den gefangenen jungen Helden wenigstens, die in ihrem Schiffskäfig Zeit genug hatten, die wunderlichsten und farbenschimmerndsten Luftschlösser zu erbauen, erschien bei dem Aufschwunge deutscher Nationalkraft damals Alles ausführbar.

Diese Hoffnungen sollten jedoch nur kurze Zeit in Blüthe stehen. Es verging Woche nach Woche, ohne daß von irgend einer Seite ein wesentlicher Vortheil errungen ward, und von allen Conjecturen der politischen Clubs auf „Dronning Maria“ wollte auch nicht eine sich als richtig erweisen.

„Ich wette,“ sagte Eduard, „es ist irgendwo in einem auswärtigen Cabinet conträrer Wind aufgesprungen, und statt schnell die Schärfe des Schwertes entscheiden zu lassen, rückt man schon wieder die Steine auf dem diplomatischen Schachbrette zurecht, damit die streitenden Parteien nach und nach Remis gesetzt werden können. Erinnert Ihr Euch des kürzlichen Besuches meines Oheims, des Etatsrathes und Danebrogritters? Wie lautete seine Rede? — Die Mächte würden niemals in eine Trennung der Herzogthümer von Dänemark willigen, und sollte darüber auch ein neuer dreißigjähriger Krieg in Europa entbrennen.“

„Dänische Schlauheit!“ versetzte Einer aus dem

Club. „Die Casinoherren wollen Zeit gewinnen, weiter nichts. So lange uns das deutsche Volk nicht verläßt — und das ist jetzt völlig unmöglich geworden — können die europäischen Mächte, die ohnehin genug zu thun haben, nichts ausrichten. Wer mag auch Lust haben, in ein so unruhig gewordenes Wespennest zu stoßen!"

„Ach hätten wir doch einen eigenen Feldherrn!" seufzte Eduard. „Ein Königreich für ein Feldherrngenie, das unserm Volke entsprossen wäre!"

„Und dazu ein Dutzend wohl ausgerüsteter Kriegsschiffe," fügte der Vorige hinzu. „Wie dumm, wie colossal dumm sind wir Deutschen doch gewesen, daß wir kaum den Gedanken zu fassen vermochten, es bedürfe ein Volk, das stark sein wolle gegen das Ausland, einer eigenen Flotte."

„Könnte man nur einmal genaue und zuverlässige Nachrichten auf vertraulichem Wege aus der Heimath erhalten!" bemerkte ein Dritter. „Das Geschreibsel, das man uns hier in die Hände gibt, enthält sicherlich nicht die volle Wahrheit."

„Du hast ja mehrere Schwestern, Kamerad," sagte ein Vierter zu Eduard. „Weißt Du keinen Rath, durch eine derselben einen Brief zu erhalten, der nicht von unsern Wächtern erbrochen wird?"

„Man müßte es versuchen. Dazu bedarf es aber zuerst eines Schreibens, das ebenfalls unerbrochen nach Schleswig gelangte.“

„Mir fällt etwas ein,“ rief ein Anderer. „Das Brod, das wir heute faßten, war verteufelt hart. Ich mochte mir die Zähne nicht daran ausbeißen und habe es fast unberührt gelassen. Es ließe sich ganz gut ein Brief in das übrig gebliebene Stück verbergen. Wenn dann morgen früh die Fischer mit ihren Kähnen auslaufen, unter denen, wie Ihr wißt, mancher wohlgesinnte Schleswig-Holsteiner sich befindet, könnte man unbemerkt diesen Köder über Bord fallen lassen. Ich zweifle nicht, der Eine oder Andere würde unser Begehr verstehen und das Brod ungesehen auffischen. Ist es erst in ihren Händen, dann findet wohl auch das Schreiben den Weg an seine Adresse.“

Dieser Vorschlag fand Beifall. Eduard reizte das Bedenkliche bei solchem Versuche, und als das Commando zur Nachtruhe erscholl, war ein Brief auf grobem Papier, während scheinbar sehr aufmerksamer Zeitungslectüre glücklich mit verborgen gehaltener Bleifeder geschrieben.

Dieser Brief, an die Frau Amtmännin Dethens gerichtet, lautete folgendermaßen:

„Geliebte Herzensschwester!

Wir armen Teufel, die wir bei Bau in das Pech dänischer Gefangenschaft gerathen sind und verdammt fest darin kleben bleiben, langweilen uns ganz schauderhaft. Dänische Gefangenschaft ist wahrhaftig kein Marzipan, nicht einmal höchst prosaischer derber Speck, wie ihn die Insten pfundweise zu vertilgen pflegen, ohne Leibweh davon zu kriegen. Zu schlechter und ausgesucht einförmiger Kost, welche geeignet ist, den begeistertsten Menschen bis in die verborgensten Falten seiner Seele zu ernüchtern, gibt man uns als Dessert Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die ganz so madig schmecken, wie die eben genossene Erbsensuppe, welche mit meinen Eingeweiden in Streit geräth. Mich dünkt, mir und manchem andern braven Jungen wäre besser, rührte man statt der Mäuler mehr die Arme auf dem Kriegsschauplatze. Aber das red't blos, das proclamirt, aber bombardirt nicht trotz bombenartig gefüllter Redensarten! — Bitte, laß uns wissen — das Wie? ist Deine Sache — wie steht's drüben über den Belten? Wird gehandelt oder geschachert, ich meine unterhandelt? Ist Deutschland mit seinem Parlament für oder wider uns? Wer hat die Macht dort und wer gibt den Ausschlag? Schreib', ich bitte Dich im Namen aller meiner Leidensgefährten,

wo möglich, wie die Sachen stehen, und weißt Du das selbst nicht, doch das, was Ihr, Du und Dein Mann, davon halten. — Hast Du Nachricht von den Aeltern? Sie stecken hier in Kopenhagen, aber nach mir hat bisher weder Vater noch Mutter gefragt. Nur Onkelchen, süß Onkelchen mit den krummen Beinen und dem fügsamen Rückgrat war hier, um zu sehen, was der „kecke Insurgenten-Neffe“ mache, wie er sich auszudrücken beliebte. Hat mir tüchtig den Text gelesen, der gute Mann, aber siehe da, gar kein gläubiges Ohr gefunden in Israel, d. h. im Bauche der „Dronning Maria.“ — Leb' wohl, Herzensschwester, uud küsse Deinen Jungen! — Noch eins, was mich oft innerlich ärgert. Die Döhrens aus der Stadt, die gar nicht Ohne sind und auf verteufelt hübschen Füßchen einhertrippeln, verschimpfiren Euer ganzes Geschlecht. Kannst Du's glauben, daß sie lustwandelnd uns Gesichter schneiden? Und das Gefangenen gegenüber, die doch nur einfach ihre Pflicht gegen ihr Geburtsland erfüllten? O tempora, o mores, o mulieres! — Patriotismus, Dein Name ist Nichtigkeit! — Ich halte mich für einen guten Patrioten, und doch behauptet jeder Kerl auf dem Holm, dessen Theerjacke eine Viertelmeile weit riecht, er sei ein viel besserer Patriot, wenn er seinen „Tappern“ brüllt. Ist da

Sinn drin? Ich kann's nicht finden, sagt Shylock. Adieu, Adieu, auf Wiedersehen!

Dein treuer Bruder

Eduard, Insurgent a. D."

Dieser Brief, der von den Mitgliedern des politischen Clubs in allen seinen Theilen gebilligt ward, fand am nächsten Morgen seinen Weg glücklich in's Meer und gerieth auch eben so glücklich in die Hände eines der schleswig-holsteinisch gesinnten Fischer.

Viertes Kapitel.

Dänische Männer.

Bei Etatsrath Nielsen war große Gesellschaft, an welcher diesmal noch mehr Personen von Einfluß und Stellung Theil nahmen, als gewöhnlich. Die eigenthümliche Lage Europa's, welche die Existenz manches Staates seiner damaligen Gestalt nach in Frage stellte, erklärte das Zusammenkommen so vieler bedeutender Menschen in politischen Zirkeln.

Etatsrath Nielsen, ein mittlerer Sechsziger, von deutschen Aeltern geboren, die aus dem östlichen Holstein stammten und in Kopenhagen eine glückliche Carrière gemacht hatten, war aus Ueberzeugung Däne von Gesinnung. Den Schleswig-Holsteiner hatte er vollkommen abgestreift. Seine Voreingenommenheit für dänisches Wesen ging sogar so weit,

daß er am liebsten nur Dänisch in seinem Hause sprach, ja daß er selbst ein fehlerhaftes Deutsch affectirte, obwohl Jedermann wußte, wie die Kenntniß und Geläufigkeit im Deutschen seine Kenntniß der dänischen Sprache weit übertraf. Gerade diese im Grunde lächerliche Eigenheit machte ihn bei vielen National-Dänen außerordentlich beliebt und veranlaßte dieselben, sein Haus, das der national dänischen Partei stets offen stand, an den üblichen Empfangstagen fleißig zu besuchen.

In diesem Zirkel patriotisch gesinnter Dänen herrschte Ende Juli 1848 die heiterste Stimmung. Hier fühlte Niemand die Nachwehen des betrübenden Krieges, hier dachte man nicht daran, daß noch traurigere Tage in der unenthüllten Zukunft schlummern könnten.

„Sind keine Nachrichten von Ihrem Frankfurter Correspondenten eingelaufen?“ fragte ein mit den Insignien des Elephantenordens geschmückter ältlicher Herr, ein Mitglied des Staatsrathes. „Es gewährt mir ungemeines Vergnügen, die Enthüllungen zu lesen, welche die Repräsentanten der sogenannten deutschen Nation dort im phrasenreichen Parlament der ganzen Welt zum Besten geben.“

Der Gefragte lächelte fein. „Die Briefe meines, Sie wissen es, höchst zuverlässigen Correspon-

denten besagen immer dasselbe," gab er zur Antwort. „Die Sachen ruhig ihren Gang gehen lassen, wird ohne Frage die richtigste Politik sein. In der Paulskirche überstürzen sich die extremen Parteien, während die Mitte, wo die weisen Männer sitzen, welche den Verhältnissen Rechnung tragen, vor lauter Rechtlichkeit ihr Ziel aus den Augen verliert und wahrscheinlich zuletzt mit zerrissener Rechnung von dannen ziehen wird."

„Man sprach kürzlich von einem nahe bevorstehenden Bruche zwischen dem Erzherzog Reichsverweser und dessen Ministerium," warf ein Anderer ein.

„Es wird höchst wahrscheinlich dazu kommen, wenn unsere Propositionen in Malmöe durchgehen."

„Sie gehen durch, müssen durchgehen!" bekräftigte ein noch ziemlich junger Mann, der so eben das Zimmer betrat. Die anwesenden Herren erhoben sich, um den neuen Ankömmling, den man Excellenz nannte, zu begrüßen. Er nahm Platz neben dem Elephantenritter.

„Ich weiß, daß ich hier unter dänische Männer, unter wahrhafte Patrioten komme," sprach die Excellenz. „Deshalb darf ich wohl auf ein nahe bevorstehendes fait accompli hindeuten. Binnen spätestens drei Wochen ruhen die Waffen. Bis dahin hat sich die Versammlung in der Paulskirche zu

Frankfurt entweder vollkommen müde gesprochen oder es kommt in ihrem eigenen Schooße zum Bruche. Eins ist für uns so gut wie das Andere. Ernster, dauernder Widerstand läßt sich gar nicht denken; denn wo steckt denn die Gewalt, die anerkannt befugte Gewalt, welche auf Grund giltiger Staatsverträge mit uns unterhandeln kann? Wir haben in Dänemark auch eine Staatsumwälzung gehabt, das ist wahr, aber sie war beendigt, vollkommen fertig und durch Fürst und Volk in gemeinsamem Handeln sanctionirt, ehe ein Tag verging. Keine europäische Macht hat sich uns feindlich gegenüber gestellt mit alleiniger Ausnahme des als Macht zu Recht nicht mehr bestehenden Deutschland. Unsere Aenderung der Staatsverfassung haben die übrigen Mächte, die wirklich noch Macht besitzen, schon dadurch anerkannt, daß der diplomatische Verkehr mit ihnen keine Stunde lang unterbrochen worden ist. Was also haben wir zu fürchten?"

„Nichts als den möglichen Sieg der Demokratie in der Paulskirche," bemerkte Hendersen, der auf Wartegeld gesetzte Kirchspielsvoigt, den wir schon kennen.

„Die Demokratie der Paulskirche!" wiederholte spöttisch lächelnd die jugendliche Excellenz. „Nein, mein lieber Hendersen, diese Demokratie, wie über-

haupt die ganze deutsche Volksbewegung, mag sie noch so berechtigt sein und tief im Bedürfniß der deutschen Stämme wurzeln, was Alles mich nichts angeht, ich fürchte sie durchaus nicht. Just die in der Paulskirche Donnerkeile zuschnitzende Demokratie verdirbt den armen Deutschen und unsern bethörten Specialfeinden, den Schleswig-Holsteinern, ihre ganze politische Zukunft. Laßt sie sich beißen, bis sie müde werden oder einander selbst auffressen! Wir wollen inzwischen als einige dänische Männer handeln, nicht vor den Augen der Welt mit großen Worten, sondern im Stillen. Haben wir unserer, d. h. der Zukunft Dänemarks Rechnung getragen, dann erfährt die Welt noch zeitig genug, wie dänische Patrioten mit ihren unzurechnungsfähigen Gegnern umzuspringen pflegen."

Diese mit fester Zuversicht gesprochenen Worte aus solchem Munde erregten Sensation bei den Versammelten. Man umdrängte den Wissenden, ohne gerade directe Fragen an ihn zu richten; man erlaubte sich Einwürfe, zweifelnde Aeußerungen, Hindeutungen auf die in Waffen stehende Macht in den Herzogthümern wie in Jütland. Die Excellenz hörte indeß ruhig zu und sprach dann mit diplomatischer Bestimmtheit:

„Sie haben vollkommen Recht, meine Herren.

Die Sachen liegen genau, wie Sie sagen, nichts desto weniger ist Dänemark im Vortheil, um nicht zu sagen, Herr der Situation. Noch besitzt Deutschland keine Flotte und wird auch — beiläufig bemerkt — niemals eine erhalten. So lange wir aber der deutschen Landmacht, unbehindert von andern Mächten, unsere Seemacht entgegenstellen können, schaden uns ein paar verlorene Landschlachten gar nichts."

„Das ist doch wohl zu viel behauptet, Excellenz," erwiderte Hendersen, dem man es ansah, daß ihm nicht recht wohl war in der drückenden Zwitterstellung, in die ihn die politischen Zerwürfnisse als Familienvater und Staatsdiener gebracht hatten. „Das Blut unserer Kinder muß doch wohl auch mit in Rechnung gebracht werden."

„Ganz gut," versetzte die Excellenz, „man darf nur nicht vergessen, daß ohne Opfer nichts Großes erreicht wird. Einige hundert Menschenleben mag die Verwirklichung des Gedankens, aus den zerrissenen Gliedern und Provinzen Dänemarks einen Gesammtstaat mit *einem* Staatsgrundgesetze und *einer* Erbfolge zu machen, doch wohl werth sein. Unsere Gegner dürften leicht mehr verlieren als wir. Die Blokade der deutschen Häfen kostet dem deutschen Handelsstande schon jetzt mehr Millionen als Dänemark der Krieg, und nichts macht die Deutschen —

ich kenne sie — leichter mürbe, als wenn sie ihre Börse plündern sollen. Darin besitzen sie einen merkwürdigen Hang zur Einigkeit, den man ihnen doch sonst in allen übrigen Fragen, ganz besonders in speciell nationalen, nicht eben zum Vorwurf machen kann."

Einige der anwesenden Herren lächelten halb schlau, halb spöttisch. Etatsrath Nielsen, der aus einem anstoßenden Zimmer, wo Damen und jüngere Herren sehr lebhaft verkehrten, so eben eintrat, sagte scherzend:

„Machen Sie mir die deutsche Einheit nicht schlecht, ich lasse nichts auf sie kommen. Ohne diese deutsche Einheit, über welche Sie achselzuckend zu lachen belieben, wären wir noch lange nicht da, wo wir heute sind."

„Bravo! Bravo!" riefen einige der Herren.

„Möge sie lange fortbestehen in ihrer gegenwärtigen Verpuppung, diese Einheit unser liebwerthen Nachbarn," sagte der Elephantenritter.

„Nicht über drei Jahre, wenn ich bitten darf," fiel die Excellenz wieder ein. „Ein längeres als dreijähriges Alter derselben könnte uns doch gefährlich werden."

„Also zwei Jahre, um billig zu sein," sagte der Etatsrath. „Mit zwei Jahren pflegt ein Kind leid-

lich gut zu laufen, dann fällt es oder stößt sich gelegentlich, und ein Ende hat der ganze Spaß auf längere Zeit. Man muß von Neuem beginnen, um es auf die Beine zu bringen."

„Das heißt mit andern Worten, wenn ich den Herrn Schwager recht verstehe," bemerkte der offenbar etwas verstimmte Hendersen, „wir müssen im glücklichsten Falle noch zwei bis drei Jahre Krieg führen."

„Und wäre das so unerhört?" warf Nielsen ein. „Wenn Dänemark inzwischen seinen fein angelegten Plan damit durchsetzt, hat es ja alle Ursache zu frohlocken, daß die unvermuthet eingetretenen politischen Verhältnisse Gesammteuropa's seinen Plan so früh zeitigten."

„Ich muß darauf noch einmal entgegnen, Herr Schwager, wie viel Blut wird ein so lange dauernder Kampf uns kosten!"

„Jedenfalls nicht mehr, als den Gegnern," bemerkte kühl die Excellenz.

„Vielleicht doch! Excellenz wollen nämlich nicht vergessen, daß der Krieg, den wir führen und führen müssen, ein Bruderkrieg ist. Solche Kriege pflegen stets blutiger zu sein, als andere. Der zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein entbrannte Kampf wird aber gerade dadurch doppelt blutig, daß in ihm

buchstäblich Brüder gegen Brüder, Blutsverwandte gegen Blutsverwandte fechten."

„Natürliche Folge der stammverwandten Träumereien und der „meerumschlungenen" Brüder," sagte trocken der Elephantenritter.

„Mehrumschlungen" sollen sie künftig singen, die lieben Stammverwandten," spöttelte der Etatsrath. „Aber Schwager Hendersen hat ganz Recht, wenn er klagt. Er ist übel daran und muß in unglücklichem Falle auf beiden Seiten verlieren — hier dänische Patrioten, dort meerumschlungene Stammverwandte. Es ist wirklich fatal, sehr fatal!"

„Der Herr Etatsrath hat keine Kinder," versetzte Hendersen mit strenger Miene, „darum kann es ihm auch gleichgültig sein, ob der Krieg ein Jahr länger dauert oder nicht."

„Haben Sie keine Furcht, Herr Hendersen," fiel die Excellenz begütigend ein, „es wird hoffentlich der diplomatischen Klugheit gelingen, die Schwerter, welche so unversehens gezuckt wurden, bei Zeiten wieder in die Scheide zu bannen."

„Das sind Verheißungen, Vertröstungen, Excellenz, und ich läugne nicht, daß ich in Bezug auf solche meine deutsche Abstammung nicht vergessen kann. Ich gebe wenig darauf, so lange deutsche Truppen Jütland brandschatzen."

„Vielleicht wächst Ihr Glaube, wenn dereinst eine Rückerstattung der so eben erhobenen gezwungenen Kriegssteuer beliebt werden sollte.“

Diese, wie es schien, scherzhaft hingeworfene Bemerkung erregte große Heiterkeit unter den Versammelten. Gerade darum, weil kein Däne von seinem nationalen Standpunkte aus etwas Derartiges nur für denkbar hielt, mußte die Bemerkung der Excellenz frappiren. Es lag etwas absolut Komisches in einer solchen Annahme, besonders wenn man die Heeresmacht mit in Anschlag brachte, an die man ein solches Verlangen stellen mußte.

Das rein politische Gespräch ward inzwischen abgebrochen, um auf leichtere Unterhaltungsgegenstände überzugehen. Man begab sich in die gemischten Kreise der Gesellschaft, wo mehr den Grazien als dem Mars gehuldigt ward, und die, ihre politischen Zwecke mit so hartnäckiger Ausdauer verfolgenden Dänen zeigten sich unter dem Flor eleganter und schöner Damen eben so heimisch und gewandt, wie sie es im Staatsrath und Bureau sein mochten. Drückte sie wirklich die Last schwerer Sorgen um des Staates und Volkes Wohl, so mußte man ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß keines noch so scharfen Beobachters Auge auch nur die geringste Falte auf ihren freudig offenen Mienen bemerken

konnte. Ob dies in einer langen Schule des Lebens erworbene Gewohnheit war oder ob eine sehr scharf ausgeprägte Charaktereigenthümlichkeit des dänischen Volkes darin zur Erscheinung kam, mag hier unentschieden bleiben. Die einzigen Ausnahmen unter der ganzen im Hause des Etatsrathes anwesenden Gesellschaft machten streng genommen nur zwei Personen, der Etatsrath Nielsen und dessen Schwager Nane Hendersen. Jener war die Ausgelassenheit, der Frohsinn selbst, dieser vermochte seine widerstreitenden Gefühle nicht so gänzlich zu unterdrücken, daß nicht bisweilen eine aus dem Innern seines bekümmerten, vielleicht auch gequälten Herzens aufsteigende dunkle Sorgenwolke auf seiner Stirn sichtbar geworden wäre. Beide waren Deutsche, der Kirchspielsvoigt von Geburt, der Etatsrath der Abstammung nach, und dieser unbestreitbaren deutschen Verwandtschaft wollte es nie gelingen, die angeborene Natur ganz zu verläugnen und einen völlig andern Menschen anzuziehen.

Fünftes Kapitel.

Politik und Liebe.

Amtmann Dethens saß neben seiner Frau und las ihr aus den eben angekommenen Zeitungen die wichtigsten politischen Nachrichten vor. Christine hörte zwar aufmerksam zu, schien aber doch nebenbei mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt zu sein. Als ihr Gatte das Blatt weglegte, sagte sie mit leisem Seufzen:

„Ich kann doch nicht mehr recht froh werden, Dethens. Jeder neue Posttag ist für mich eine neue Folter, die mir das Herz zusammenpreßt. Es sieht so bitterböse, so schrecklich wüst aus allüberall, und das Bischen Licht, das hin und wieder über diesem Chaos zittert, gleicht verlockendem Irrlichtscheine, der nur blendet, keine erquickende Helle gewährt. Wie

soll aus diesem Wirrsaal Rettung kommen für das Vaterland?"

„Durch treues, vertrauensvolles Ausharren, geliebtes Weib," versetzte der Amtmann, dessen ernste, sorgenvolle Züge seltsam mit diesen Worten contrastirten. „Weißt Du nicht, daß ein alter Erfahrungssatz lehrt, es müsse erst recht schlimm werden, bevor es besser werden könne?"

„Wohl weiß ich dies, Herzensmann," entgegnete Christine, „nur will mir scheinen, es sei bereits schlimm genug, und wenn es noch schlimmer werden sollte, so müßte zuletzt Alles zu Grunde gehen."

„Du fürchtest für unsere Sache, Christine, gestehe es nur."

„Ja, Dethens, ich fürchte," sagte die junge Frau offen. „Dänemark ist freilich klein und schwach, aber es ist einig, weiß, was es will und handelt mit eiserner, bewundernswürdiger Consequenz. Deutschland ist groß, aber trostlos zerfahren, und in Bezug auf den in unserm Lande entbrannten Kampf herrscht unter den einflußreichsten Parteien in Deutschland eine Begriffsverwirrung, über die man wirklich erschrecken muß. Sie kennen dort im Innern weder unser Land noch unser Volk, und indem sie uns zu helfen meinen, schaden sie uns, am allermeisten bei der Diplomatie und in den Cabineten."

„Besser wär's freilich," versetzte zögernd der Amtmann, „wir könnten uns selbst helfen. Leider ist dies nicht möglich, da wir weder eine Marine besitzen noch ein einziges Feldherrntalent, das unsere Söhne in die Schlacht führen könnte. Es ist dies ein großer Uebelstand."

„Und Dänemark weiß dies genau," bemerkte scharf betonend Christine. „Dänemark ist leider vertrauter mit unsern Schwächen als wir selbst. Es würde sich nachgiebiger gezeigt haben, wäre dem nicht so."

Das Rollen eines Wagens, der vor der Thür hielt, unterbrach dies Gespräch, das fast täglich nach beendigter Zeitungslectüre sich in ziemlich ähnlicher Weise zwischen den beiden Gatten wiederholte.

„Es ist Harald," sagte Christine. „Er kommt von der Entenjagd zurück und bringt die kleine Elise aus dem Försterhause mit."

„Ich dächte, das junge Mädchen käme jetzt recht oft zur Stadt," bemerkte der Amtmann.

„Wer mag's ihr verdenken," erwiderte die Gattin. Draußen im Försterhause hat sie gar keinen Umgang, keine ihr zusagende Unterhaltung, an die sie doch in Hamburg gewöhnt worden ist. Warum soll sie nicht ihre Bekannten hier in Hadersleben möglichst oft besuchen?"

„Wie lange kennt Ihr Euch denn schon?“ fragte Dethens. „Irre ich nicht, so sind das noch keine fünf Wochen her.“

Christine sah ihren Gatten fragend an.

„Nun, thut das was?“ fragte sie dann. „Wir gefallen uns gegenseitig, wir unterhalten uns gut, und sie ist ächt, Dethens, ächt — hier im Herzen.“

„Das weiß ich,“ erwiderte der Amtmann lächelnd. „Wäre sie nicht deutsch, so möchte ich wohl wissen, wie sie es bei Harald aushalten wollte.“

„Gerade der ist ihr recht mit seinem feurigen Patriotismus.“

„Glaub's gern, Herzchen, und sie ist ihm auch recht.“

Ueber Christine's bleiche Wangen flog ein sanft schimmerndes Roth.

„Meinst Du?“ fragte sie schüchtern.

„Was! — Daß Elise Harald gern sprechen und erzählen hört, und daß der Steuermann nie besser spricht, als in Elise's Gegenwart? Um das zu wissen, Herzensfrau, braucht man blos zwei gesunde Ohren zu haben.“

„Es ist mir nicht auffällig gewesen,“ sagte Christine.

„Mir auch nicht, denn ich finde es sehr natürlich. Warum auch sollte ein junger Seemann nicht

gern in Gesellschaft eines so aufgeweckten jungen Mädchens, wie Elise ist, seine müßige Zeit zubringen? Gleich und gleich gesellt sich gern. Das wird selbst das allmächtige Casinoministerium nicht ändern, so leicht es ihm geworden ist, zwei friedlich neben einander lebende Völkerstämme in einen brudermörderischen Krieg zu verwickeln."

Durch den Eintritt der beiden jungen Leute wurden dieser Unterhaltung Grenzen gesetzt. Elise, eine lebhafte Brünette, hüpfte in heiterster Laune zu Christine, um diese wie eine Mutter zärtlich zu umarmen und zu küssen. Der Amtmann empfing nur einen freundlichen Gruß aus den funkelnden Augen der Schönen.

„Liebe, beste Frau Amtmännin," sagte die Försterstochter, „wir haben einen prächtigen, einen ganz unbezahlbaren Spaß gehabt. Harald — ich wollte sagen Ihr Herr Bruder — verspricht wirklich ein ausgezeichneter Jäger zu werden. Wissen Sie, was er heute, im guten Glauben, daß er auf Enten halte, geschossen hat? Graue Kaninchen! Ha, ha, ha, ha! O es ist zum Davonlaufen! Mein Vater hat ihn aber auch nicht schlecht aufgezogen. Nächstens putz' ich eine Puppe heraus mit recht langen Ohren —"

„Löffeln, Fräulein," verbesserte der Amtmann.

„Löffeln also — besten Dank für gütige Be-

lehrung — und stelle sie irgendwo in einen Moorbruch. Wenn dann Herr Harald Hendersen, Exsteuermann auf der Bremer Handelsbrigg XX., angeschlichen kommt, hui, wie geschwind wird er da die Büchse an die Backe bringen und meine Puppe als fetten Hasen erlegen! Ich freue mich schon jetzt auf diesen Königsschuß."

„Sie sind wirklich grausam, Fräulein Elise," sagte Harald lächelnd, indem er das Zeitungsblatt aufnahm.

„Keineswegs," erwiderte die Schöne. „Ich behandle Jedermann nach Verdienst. Darum bewundere ich Sie als Seemann, schätze Sie hoch als Mensch, und erlaube mir, über Sie zu lachen, wenn Sie als Flurschütz kleine Böckchen schießen. Aber bitte, bitte, nicht böse sein, nicht wahr?"

Elise legte ihre kleine weiche Hand auf Harald's Schulter und sah ihn mit den großen heißen Augen so tief und wunderbar an, daß der junge Mann fast in Verlegenheit gerieth.

„Sie sind eine schelmische Zauberin," versetzte er, die Hand des blühenden Mädchens sanft von seiner Schulter streifend und an seine Lippen führend. „Und wenn Sie mir auf den Kopf zusagten, ich verstünde kein Schönfahrsegel zu beschlagen, ich würde Sie doch trotz einer solchen Impertinenz verehrungswürdig finden."

„Verehrungswürdig!“ wiederholte Elise. „Welch ein respectvoller Ausdruck! Als ob ich Ihre Großtante wäre! Nein, Herr Harald, finden Sie mich lieber nicht verehrungswürdig, ich mache gar keine Ansprüche darauf, und verschonen Sie mich auch mit Ihren seemännischen Kunstausdrücken, die noch schwerer als die Jägerausdrücke zu behalten sind.“

„Nun denn, so erlauben Sie mir, daß ich Sie liebenswürdig nenne, schönes Fräulein,“ versetzte Harald.

„Liebenswürdig?“ sagte Elise, ihre rosigen Lippen halb verlegen, halb schmollend aufwerfend. „Ach bah! das verstehen Sie nicht, Sie, Sie — Wellenbezwinger! — Was lesen Sie da?“ unterbrach sie sich rasch.

„Nichts. Wie könnte man lesen, wenn man dem Zaubergesange einer Sirene lauscht?“

„Hübsch gesagt, recht hübsch. Aus welchem Romane haben Sie sich das gemerkt? — Aber so hören Sie doch auf zu lesen!“

„Wie Sie befehlen, mein Fräulein,“ sagte Harald, das Zeitungsblatt auf den Tisch legend. Elise nahm es auf und blickte hinein.

„Die norddeutsche freie Presse. Ist das nicht ein Parteiblatt?“ fragte sie.

„Mehr oder weniger ist jede Zeitung ein Parteiblatt," bemerkte der Amtmann. „Die norddeutsche freie Presse gehört zu den sehr scharf ausgeprägten Parteiblättern, die sich der großen Sache unseres Vaterlandes mit Liebe und Hingebung annehmen."

„O nur keine Politik, bester Herr Amtmann!" bat Elise, die Hände gegen ihn aufhebend. „Ich habe seit Anfang dieses unglückseligen Jahres so viel davon bekommen, daß ich Zeit meines Lebens genug davon haben werde. Obwohl ich nichts davon verstehe, auch nichts davon verstehen will, scheint es mir doch, als seien Glück und Politik geschworene Feinde, die nimmer friedlich neben einander leben können. Ich habe aber eine ganz merkwürdige Passion, mich gern glücklich oder doch wenigstens so recht innerlich zufrieden zu fühlen."

„Arme Kleine!" rief Christine unwillkürlich aus. „Da werden Ihnen noch viele trübe Stunden bevorstehen. Wie soll man jetzt leben, ohne Theil zu nehmen an politischen Dingen? Ich kann es nicht, ich begreife auch gar nicht, wie das irgend Jemand über sich vermag."

„Ja mein Gott, warum denn nicht, beste Frau Amtmännin?" fiel Elise lebhaft ein. „Man kümmert sich eben nicht darum; man überläßt das ganz einfach den Männern."

„Auch dann, liebe Elise, wenn die Politik mit unserm Herzen verwachsen ist?"

„Kann sie das? Ich habe nie gehört, daß Politik Sache des Herzens sei."

„Doch, doch. Man spricht freilich nicht davon, aber man fühlt es. Oder ist es Ihnen völlig gleichgiltig, wie der zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein entbrannte Kampf endigt?"

„Ach nein!" versetzte Elise, vernehmbar seufzend. „Aber wenn man darüber nachdenkt, wird man ja unglücklich. Und das hilft doch gar nichts, da wir nicht mit in den Krieg ziehen können."

„Unsere Herzen rücken immer aus mit den streitbaren Männern. Oder war Ihnen nicht recht bang zu Muthe, als Ihr Bruder die Büchse nahm und unter die Jäger trat?"

„Sie haben Recht, beste Frau Amtmännin," versetzte Elise, ein paar Thränen mit dem fein gestickten Taschentuche auffangend. „Dennoch bitte ich, lassen Sie uns lieber davon schweigen. Jetzt ruhen die Waffen, und so lange diese Ruhe dauert, bin ich der Meinung, wir müssen so lustig wie möglich leben. Sollte es abermals zum Kampfe kommen, dann ist's ohnehin vorbei mit Lieb' und Lust für lange Zeit oder gar für immer."

„Sie halten es, wie ich merken kann," fiel

Dethens ein, „mit den Worten des Liedes: Pflücket die Rosen, eh' sie verblüh'n."

„Vollkommen getroffen, Herr Amtmann," sagte Elise. „Es ist dies auch nach meinem Dafürhalten der einzige Weg, seinen Humor zu retten. Nehmen wir die Tage, wie sie kommen, so hat jeder seine Freude und seine Plage; es verarbeiten sich aber die trüben und bösen leichter, wenn man die guten und sonnigen so recht bis auf die Neige genießt."

„Ich stimme Ihnen von ganzem Herzen bei, verehrtes — nein, liebenswürdiges Fräulein," sprach Harald. „Verwandtes pflegt sich zu suchen und zu finden, und kenne ich auch Ihr Glauben und Empfinden nicht ganz und gar, so weiß ich jetzt doch, daß Sie in einer Hinsicht den Seemannsglauben ganz zu dem Ihrigen gemacht haben. Es könnte gar keine Schifffahrt geben, nähmen die Seefahrer den Tag, die Stunde nicht, wie Gott der Allmächtige sie ihnen sendet. Nur dieser allen Seeleuten eigenthümliche Gleichmuth, diese Schwungkraft der Seele, diese Elasticität des Gefühlslebens erhält ihn stets frisch, kräftig und muthig in Gefahren."

„Bravo!" sagte Elise, in die Hände schlagend. „So mag ich Sie leiden, Sie Pflüger der Meere. Viel Selbstgefühl, viel Eigenlob, aber auch viel kecker, frischer Glaube. Reichen Sie mir Ihre Hand,

Herr Exsteuermann. Ein deutsches Mädchen will versuchen, sie auf ehrliche deutsche Weise derb zu drücken."

Harald empfing den Händedruck Elisen's mit eigenthümlichen Gefühlen. Lange lag die Hand des schönen Mädchens in der seinigen und es konnte wohl nicht fehlen, daß auch die Blicke Beider sich begegneten. Plötzlich ward Elise still und nachdenklich, fast ernst. Ob es trübe oder nur tiefe Gedanken waren, welche den klaren Himmel dieser lichten, fein gewölbten Stirn verdunkelten? Harald sah ebenfalls schweigend vor sich nieder und zerknitterte gedankenlos das Zeitungsblatt, das er wieder ergriffen hatte.

„Ach," sprach er unmuthig, als er bemerkte, was er gethan, „könnte man doch mit aller Politik so verfahren, wie mit solchem Stück Papier!"

„Vielleicht geschieht das schon jetzt," sagte der Amtmann, „nur leider von Personen, deren Ansichten wir nicht theilen."

„Recht so, Herr Amtmann," fiel Elise ein, „Sie können mich durch nichts leichter los werden, als wenn Sie die Politik zum Gesprächsthema machen. Wie Sie sehen, bin ich schon bereit aufzubrechen. Der Vater erwartet mich wahrscheinlich auf dem Zollbureau. Adieu, liebe Freundin."

„Sie erlauben doch, daß ich Sie bis auf's Zollamt begleite?“ fragte Harald.

„Wenn Sie Ihrer Bequemlichkeit damit kein zu großes Opfer bringen müssen, nehme ich Ihr Anerbieten an,“ erwiderte Elise, die ihre muntere, schalkhafte Laune bereits wieder gefunden hatte.

Als Beide Zimmer und Haus verlassen hatten, fragte Dethens seine Gattin, was sie von Elise halte.

„Eine überflüssige Frage,“ versetzte Christine. „Sie ist ein braves, trefflich erzogenes Mädchen, von edlem Charakter, lebendigen Geistes und, wie ich glaube, auch von tiefem Gemüth. Bruder Harald kann im Umgange mit ihr sicher nur gewinnen. Sein Auftreten hat ohnehin etwas starken seemännischen Beigeschmack. Dieser wird sich verlieren, wenn solch ein Elfenkind aus unsern Buchenhainen ihn bisweilen umspielt.“

„Dies Spiel kann lange, vermuthlich den ganzen Winter hindurch dauern,“ sagte der Amtmann. „Mich dünkt, es könnte nicht schaden, wenn wir uns bei Zeiten auf ein Verlobungsfest vorbereiteten.“

„Harald ist dazu noch zu jung, Dethens,“ erwiderte seine Gattin, „und dann, wozu soll in unsern Tagen, die alle Verhältnisse in Frage stellen, ein Verlöbniß zwischen Personen führen, von denen

keine weiß, was das nächste Jahr über sie verhängen kann?“

„Wenn die Herzen zusammen stimmen, fragt man wenig danach,“ meinte Dethens. „Ich glaube meiner Sache gewiß zu sein.“

Christine widersprach nicht; hätte sie die beiden jungen Leute auf ihrer Wanderung nach dem Zollhause begleiten können, so würde sie wahrscheinlich ihrem Gatten unbedingt beigepflichtet haben.

Sechstes Kapitel.

Vor dem Kampfe.

In der jütischen Grenzstadt Kolding gab es ungewöhnlich viel Leben. Die Kunde von der Kündigung des Waffenstillstandes, die sichere Aussicht auf baldigen Wiederausbruch des Krieges enthusiasmirte die Jugend, ängstigte die friedliebender gesinnten älteren Leute. Wie immer in bewegten Zeitstimmungen behielt die Jugend die Oberhand, und als nun gar Ende März 1849 ein ansehnliches Corps kampflustiger junger Männer einrückte und in der Stadt Quartiere bezog, mußten die Besorgnisse Einzelner vor den freudigen Hoffnungen vieler Tausender verstummen.

Aus Mangel an Beschäftigung suchten diese meist jungen und lebenslustigen Leute die Zeit auf alle erdenkliche Weise zu tödten, was freilich in der kleinen

Grenzstadt nicht so gar leicht war. Es fehlte an Gesellschaften, wie Hauptstädte sie besitzen, an Zerstreuungen jeglicher Art. Folge davon war, daß die dänischen Offiziere sich den Freuden der Tafel ergaben. Ein wohl eingerichtetes Weinhaus, in dem man täglich wiederholt zusammenkam, bot zu solchen Genüssen vortreffliche Gelegenheit.

Am Nachmittage des Charfreitages genannten Jahres war in diesem Locale eine ungewöhnlich große Anzahl Offiziere versammelt. Man erwartete stündlich Nachrichten aus dem Süden und verging fast vor Ungeduld, da nichts von dem verlautete, was doch in Folge der stattgehabten Waffenstillstandskündigung weiter südlich geschehen sein mußte.

„Ich hätte doch nimmer geglaubt, daß wir noch einmal würden reiten müssen," sprach ein Rittmeister der blauen Husaren. „Daß es dennoch geschieht, ist ein Beleg mehr für die gewaltige Volksanarchie, unter welcher Deutschland seufzt."

„Das glückliche, große Vaterland der Schleswig-Holsteiner!" fügte höhnisch ein junger Jägerlieutenant hinzu. „Ein Skaal auf die Dauer dieser beneidenswerthen Einheit!"

Lärmend griff die militärische Gesellschaft nach den vollen Gläsern und leerte sie lachend und scherzend.

„Scherz bei Seite,“ sprach ein Artillerieoffizier mit ernster Miene, „diese von Euch so munter bezweifelte Einheit ist doch in Wirklichkeit vorhanden, und sie macht mir, ich läugne es nicht, bisweilen schlaflose Nächte.“

„Dir schlaflose Nächte!“ riefen Mehrere dazwischen.

„Das thut der Wein, der weiße Bourdeaux,“ sagte Einer.

„Oder die vielen goldblonden Schwedinnen (Schwedischer Punsch), mit denen seine beschnurrbarteten Lippen allabendlich Bekanntschaft machen,“ sprach ein Anderer.

„Nein, nein, er tanzt zu gern Polka mit den hochgeschürzten Huldinnen der hiesigen Moore,“ fiel ein Dritter ein. „Kein Ole Bull soll besser Takt halten, als diese runden, kleinen, schwarzbraunen Dirnen mit ihren klappernden Holzschuhen.“

„Foppt mich, wie Ihr wollt,“ fuhr der Artillerieoffizier fort, „ich beharre auf meinem Satze und beweise Euch dessen Richtigkeit. Deutschland ist einig, sag' ich, und wenn Ihr könnt, so widerlegt mich. Durchfliegt doch nur die Parlamentsverhandlungen dieses großen Vaterlandes unserer aufrührerischen Stammverwandten in Frankfurt! Ist da nicht ein sehr bestimmtes Streben Aller klar ausgesprochen,

sich nichts Großes und Allgemeines zu gönnen? Mir ist nie und bei keiner andern Nation eine größere Consequenz in der Einigkeit des Regirens vorgekommen.“

„Der Ralf ist göttlich!“ riefen Mehrere.

„Nur weiter!“ baten die ihm zunächst Sitzenden.

„Ich leere Odin's Trinkhorn beim Göttermahle in Walhalla auf diese Einheit!“ sprach pathetisch ein älterer Major.

Ralf fuhr fort:

„Entdeckt Ihr ferner nicht eine bewundernswürdige Einigkeit der Deutschen in dem starren Festhalten an ihren particularistischen sogenannten Errungenschaften? So weit meine politischen Kenntnisse reichen, muß ich bekennen, daß mir ein erhabenerer, ein idealistischerer Patriotismus unter europäischen Völkerschaften nirgend bekannt geworden ist. Wird überhaupt etwas damit erreicht, so ist's etwas ganz Absonderliches, verlaßt Euch darauf, und wir weniger idealistischen Menschen haben alle Ursache, vor den möglichen Ausgeburten dieser nagelneuesten europäischen Volkspolitik auf unserer Hut zu sein.“

Diese mit trockener Ernsthaftigkeit hingeworfenen Bemerkungen des Artillerieoffizieres wurden von Vielen belächelt, von Andern bestritten. Die Lustigsten stießen auf die deutsche Einigkeit jubelnd an

und erschöpften sich in Toasten, von denen einer immer toller als der andere klang. Nur einzelne Wenige konnten sich diesem Lärmen nicht aus Ueberzeugung anschließen und gaben sich deshalb Mühe, der ausgelassenen Lustigkeit und Spottsucht ihrer übermüthigen Kameraden zu steuern, was jedoch nicht gelingen wollte.

Unerschöpflich an pikanten und überaus drolligen Einfällen zeigte sich besonders ein noch sehr junger Offizier, der vor Kurzem erst vom Cadett zum Lieutenant avancirt war und sich beim nächsten Zusammenstoß mit den Feinden die ersten Sporen verdienen sollte. Die nicht gerade immer zarten Bemerkungen des jungen Menschen wurden immer belacht, häufig sogar beklatscht, und da es den Meisten offenbar ein unbeschreibliches Vergnügen gewährte, Deutschland verspotten und die Schleswig-Holsteiner als Rebellen verschmähen zu hören, so erhielt der jugendliche Dänomane immer von Neuem Aufforderungen, in seinen inhumanen Expectorationen fortzufahren. Ralf, der ebenfalls seine Freude an den Auslassungen des achtzehnjährigen Lieutenants hatte, benutzte diese in seiner Weise, als der noch ungeprüfte Held gerade einmal pausirte.

„Hab' ich nicht Recht?“ sprach er, im Kreise der muntern Zecher rund um blickend. „Ein wun-

derlicheres Volk als die Deutschen trägt die Erde nicht. Keine andere Nation hat jemals größeren Spektakel gemacht über ihr innerstes Bedürfniß, sich politisch zu einigen, keine hat längere und gelehrtere Reden über das Wesen des wahren Patriotismus gehalten, und doch begegnen wir auf allen Straßen, unter allen übrigen Völkern deutschen Renegaten, die ärger auf ihr Volk schimpfen, als dessen ergrimmteste Feinde. Der kleine giftige Hendersen ist ein wahres Muster dieser Gattung, dabei aber wacker, Gott erhalt' ihn!"

Die Nationaldänen lachten und rieben sich vergnügt die Hände. Hugo Hendersen, der jüngste Sohn des Kirchspielsvoigtes, dessen übrige Kinder, wie wir wissen, mit Leib und Seele der Sache ihres Vaterlandes ergeben waren, erröthete bei dieser schwer treffenden und leider nur zu wahren Bemerkung. Mit jugendlichem Ungestüm sprang er auf und rief Ralf zu:

„Ich bin kein Deutscher und will kein Deutscher sein! Und wer mich einen Renegaten schimpft, der lügt es in seinen Hals hinein, und soll meine Klinge fühlen, spricht er noch einmal ein so beleidigendes Wort! Ich bin Däne und werde als Däne leben und sterben, wie meine Mutter. Gott schütze den Danebrog!"

„Seht den Jungen!“ sprach der Husaren-Rittmeister. „Wenn der von feindlichen Kugeln verschont bleibt, kann er noch General werden.“

„Ein Deutscher ist er aber doch,“ meinte ein Anderer. „Man hört's an seinem Accent. Gut dänisch vermag blos eine ächt dänische Zunge zu sprechen.“

„Das ist ächt dänische Eitelkeit,“ versetzte ziemlich giftig der junge Hendersen.

„Da habt Ihr den Deutschen trotz seiner ehrenwerthen dänischen Sympathieen,“ sagte lachend der alte Major. „Ja, ja, es ist eine wunderliche, schwer zu begreifende Nation. Etwas vom alten Sauerteig klebt jedem Deutschen an, und vermöchte er sich auf die Stufen eines Thrones zu schwingen.“

„Nun gut, Ihr Herren,“ erwiderte Hugo Hendersen gelassen, „Ihr könnt und sollt Recht haben. Gesetzt aber, es ist, wie Ihr sagt, so wird ein in Deutschland Geborener, auch wenn er nicht deutsch ist, Euch doch nicht das Recht zugestehen, über die ganze Nation hochmüthig abzusprechen. Ich liebe sie nicht, weil sie feind ist unserer vaterländischen Entwickelung, ihre Zerrissenheit mag ich aber doch nicht zum Gegenstande des Spottes machen, denn davon trägt nicht das Volk allein die Schuld.“

„Mittelbar doch, versetzte Ralf. „Wollten die

Deutschen nicht zerrissen sein, so wären sie längst einig, wie Franzosen, Engländer, Dänen.“

„So ist es,“ bekräftigte der Major. „Wo im ganzen dänischen Reiche findet Ihr einen Nationaldänen, der seinem Volke den Rücken wendete und Dienste nähme bei den Insurgenten? Ich kenne keinen.“

„Ich auch nicht! Wir Alle nicht!“ erscholl es von mehreren Seiten. Hugo war verstimmt. Er hätte gern etwas erwidert, da es ihn als Halbdeutschen verdroß, das ihm so nahe verwandte Volk in seiner Ganzheit von dessen erklärten Feinden so schonungslos verdammen zu hören. Allein er fürchtete dadurch mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und der Sache, für die er ja demnächst sein eigenes Blut einsetzen wollte, zu schaden. So hüllte er sich denn in schmollendes Schweigen und nahm an dem fortgesetzten Gespräch keinen weiteren Antheil.

Der gute Wein und die Erwartung baldiger kriegerischer Ereignisse, die Alle herbeiwünschten, riefen unter den versammelten Offizieren eine immer größer werdende Erregung hervor, die unerwartet in die heftigste Aufregung umschlug, als spät am Abende eine aus dem Hauptquartier ankommende Ordonnanz die Kunde von der furchtbaren Katastrophe

bei Eckernförde überbrachte. Das hatte Keiner von den Dänen erwartet. Das klang so unglaublich, so fabelhaft, daß man es für die Erfindung eines müßigen Kopfes gehalten haben würde, wäre die Nachricht nicht aus der sichersten Quelle gekommen.

Obwohl Hugo als guter Däne das entsetzliche Ereigniß tief beklagte, kam es ihm insofern doch zu recht gelegener Zeit, als in demselben die beste Widerlegung des Vorwurfs deutscher Uneinigkeit lag. Nur vereinter Kraft, nur einigem Handeln konnte eine That gelingen, die so vereinzelt in der Geschichte des Seekrieges dastand. Er konnte also nicht umhin, seinen Kameraden, die sich insgesammt zum Aufbruche rüsteten, zuzurufen:

„Mir scheint, es wird gut sein, nicht gar zu laut auf die bespöttelte Uneinigkeit unserer Feinde zu pochen. Wir werden gewiß noch Siege über sie erkämpfen, die beiden schönsten Kriegsschiffe unserer Marine sind aber verloren.“

„Verfluchtes Insurgentenpack!“ tobte der Husaren-Rittmeister. „Könnten wir es doch morgen schon in die Pfanne hauen! Mit sechs Kanonen! Es ist, um den Verstand zu verlieren!“

„Nicht doch! Nicht doch!“ riefen mehrere Andere. „Im Kriege ist das Glück launenhaft, und

wer den ersten Sieg ersicht, behauptet deshalb noch nicht den Kampfplatz."

Unter dem oft wiederholten Rufe: „Es lebe Dänemark!" verließen die Offiziere tumultuarisch das Weinhaus, Diese mißmuthig, Jene zornig, Einige vor Wuth schäumend und mit Flüchen gegen die Feinde auf den Lippen.

Siebentes Kapitel.

Ein glückliches Paar.

Auf der großen gen Norden führenden Straße, welche das Herzogthum Schleswig der Länge nach durchschneidet, wimmelte es von Heeresmassen. Colonne folgte auf Colonne; Cavallerie und Artillerie bedeckte Stunden weit die Chaussee, und regte in jedem Orte, jeder Stadt neue Hoffnungen an.

In Hadersleben war bei dieser Gelegenheit auch Eduard bei Amtmann Dethens eingekehrt. Der Waffenstillstand von Malmöe hatte ihn aus dem allzustark bevölkerten Raume der Dronning Maria befreit und voll der besten Laune seinen Geschwistern in Schleswig wiedergegeben. Eine seiner ersten Fragen an Christine war nach dem wunderlichen Briefe, dessen Inhalt wir kennen. Er war zum großen Bedauern seines Verfassers nicht in die Hände der

Adressatin gekommen, weshalb sich denn Eduard große Mühe gab, denselben aus seinem Gedächtnisse, so gut es gehen wollte, zu recitiren. Auf Christine's gewöhnlich kummervolle Züge lockte dieser burschikose Briefstyl ein anmuthiges Lächeln, das leider nur zu schnell wieder verschwand.

Eduard trug jetzt die kleidsame Uniform eines schleswig-holsteinischen Oberjägers, und wir dürfen versichern, daß der gewesene Student mit seinem vollen Schnurr- und Kinnbart, das dunkle Käppi mit dem wallenden Roßschweife auf dem braunlockigen Haupte, die Augen seiner Landsmänninnen allerorten auf sich zog und vermuthlich auch die Herzen derselben einigermaßen beschäftigte. Schade nur, daß Eduard in Hadersleben gerade eine Schwester haben mußte, bei welcher er einquartiert ward. Der schlanke Oberjäger würde in fremder Leute Wohnungen höchst wahrscheinlich mit größerer Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit gepflegt worden sein.

Während der paar Rasttage in Hadersleben benutzte Eduard seine Zeit so gut wie möglich, um ein paar zarte schmerzende Keime in die Herzen einiger jungen Damen zu senken. Auf seinen kleinen unschuldigen Eroberungszügen kam er auch in Elise's entlegene Residenz, wo er mit einigem Erstaunen seinen älteren Bruder Harald fand, der kurz vor

seiner Ankunft Hadersleben verlassen hatte, um sich zur Marine zu begeben. Er trug jetzt die Uniform eines Schiffslieutenants und war ohne Zweifel vollkommen im Stande, den ihm anvertrauten Posten auszufüllen.

„Liegst Du hier vor Anker, Bruder?“ fragte er lächelnd, als er Harald ansichtig ward, wie er im Garten des Forsthauses Arm in Arm mit Elise promenirte. „Ein Glück, daß wir seit acht Tagen Südwestwind haben, nicht wahr?“

„Gott verdamm' mich, das ist Eduard!“ rief Harald, sich selbst vergessend, aus, indem er den Arm Elise's sinken ließ. „Solch Jägervolk pirscht auch überall, selbst auf fremden Revieren. Geh' Du zu Deinem Corps,“ sprach er, dem Bruder zugewandt. „Der Weg zur Küste ist näher wie der in Dein Hauptquartier.“

„Wohl möglich,“ versetzte Eduard. „Bevor ich aber Deinem wohlgemeinten Rathe folge, sag' mir doch, Bruder, was ist denn das für eine nett aufgetakelte Brigantine, die da zwischen den grauen Sandbänken herumkreuzt und vorhin so merkwürdig gefährlich mit einer ihrer Stengen mit den Wanten an Deinem Backbord in Collision gerieth? Allerliebstes Fahrzeug das, auf Jägerparole!“

„Sei still, verdammter Junge!“ raunte ihm Ha-

rald ärgerlich zu. „Das Fräulein kann ja jedes Wort verstehen. Und ich gebe Dir die Versicherung, Du kommst zu kurz, wenn sie mit Dir in's Disputiren geräth."

„Desto besser! Aber sage mir: was führt sie für eine Flagge? Roth-blau-weiß, schwarz-roth-gold oder weiß und roth mit der Inschrift: danske Eiendom?"

„Du bist ein abscheulicher Mensch," versetzte Harald. „Die Brigantine, um in Dein Fahrwasser zu kommen, heißt Elise, ist mein ehrlich erworbenes, aber noch nicht übernommenes Eigenthum, und segelt unter der Flagge, die ich aufzuhissen für gut befunden habe. Und nun komm herein, Tollhäusler, und mache Bekanntschaft mit ihr. Sie wird nichts dagegen haben, Dir einige passende und wohlthuende Wahrheiten zu sagen, ehe sie noch das Recht erhält, Dich Schwager nennen zu dürfen."

Einladungen solcher Art pflegte Eduard niemals abzuschlagen. Er stand ein paar Minuten später der muntern Elise gegenüber, und schien ungleich besser mit ihr auszukommen, als Harald erwartet hatte. Dies mochte seinen Grund darin haben, daß Elise in sich ruhig geworden war, seit sie Harald ihr Herz geschenkt. Auch dämpfte die nahe bevorstehende, vielleicht lange Trennung von dem Gelieb-

ten ihre sprudelnde Lebendigkeit und heitere Laune. Denn als verständiges Mädchen mußte sie sich selbst sagen, daß eine solche Scheidung einer Trennung für's Leben gleichkommen konnte.

„Wann wird unsere Armee marschiren?“ fragte sie ihren zukünftigen Schwager, gegen ihr ausgesprochenes Prinzip, nie ein politisches Thema zu berühren, verstoßend. „Es hieß gestern, das dänische Heer gedenke schon in den nächsten Tagen die Königsau zu überschreiten.“

„Dazu wird unser Oberstcommandirender den Herren keine Zeit lassen, schönes Fräulein,“ erwiderte der Oberjäger. „Wir sind zu jeder Stunde des Befehls gewärtig, und erhalten deshalb auch nur auf kurze Zeit Urlaub. Man glaubt allgemein, morgen mit dem Grauen des Tages werde der Aufbruch erfolgen. Werden Sie wohl bisweilen Ihres künftigen Schwagers gedenken und fromme Wünsche für ihn zum Himmel emporsenden?“

Elise sah Eduard groß an. „Welche Frage!“ versetzte sie dann. „Mein Gebet gilt keinem Einzelnen, es fleht für alle Patrioten, die dem Vaterlande Kräfte und Arme leihen.“

„Für Alle? Das ist ein gefährliches Gebet, das die Statthalterschaft verbieten müßte.“

„Wie das, Herr Gelehrter?“

„Weil auch unsere Gegner für ihr Vaterland kämpfen und im dänischen Heere gar Viele dienen, deren specielles Vaterland diese schleswig'sche Erde ist. Mein eigener Bruder —“

„O still doch, still doch!“ unterbrach Elise den Sprechenden, ihre Hand vor die Augen haltend, als blende sie die Helle eines unerträglichen Lichtes. „Sag' ich's doch immer, die Politik verdirbt und verbittert alle Lebensfreuden, die widerliche, häßliche Politik!“

„Laß sie ruhen, Herzensengel,“ sagte Harald, ihre Hand sanft an seine Lippen drückend. „Sie ist nicht für zarte Seelen gemacht, am wenigsten in Zeitläufen, wie die gegenwärtigen. Deshalb möchte ich auch auf meinem Vorschlage beharren, daß Du nach Schleswig oder lieber noch nach Kiel ziehen sollst. Dort lebst Du ganz ruhig, erfährst nur die vollkommen abgeklärten, alles müssigen Beiwerks bereits entkleideten Nachrichten, und hörst und siehst nichts von den wirklichen Kriegsereignissen.“

„Und wohin gehst Du, Lieber?“ fragte das Mädchen, eine hervorquellende Thräne mit Mühe zurückdrängend, während sie die Hand ihres Verlobten zärtlich drückte. „Ich möchte nicht allzuweit entfernt von Dir leben.“

„Meinen Stationsort, weißt Du, kann ich mir nicht wählen,“ versetzte Harald. „Wahrscheinlich ist

es, daß mich die Regierung als Commandeur einer kleinen Flottille in die Gewässer der Westsee sendet. Man braucht dort Männer, die eine sehr genaue Kenntniß des Fahrwassers zwischen den Watten und Bänken der friesischen Inseln besitzen, denn davon allein wird es abhängen, ob den Dänen ein Versuch, jene wichtigen Inseln zu occupiren, gelingen wird oder nicht. Im Ministerium ward mir Hoffnung gemacht, daß mir das Commando eines unserer neuen Kanonenboote nicht entgehen werde. Die nächsten Tage schon müssen mir darüber Gewißheit bringen."

„In diesem Falle, lieber Harald, würde ich Dir im Vaterhause näher sein."

„Aber die Wechselfälle des Krieges?" warf Harald besorgt ein. „Nicht jede Unternehmung ist eine glückliche, nicht jede wehrt das Vordringen der Feinde. Es gibt deren auch, die ihm Boden geben, anstatt nehmen, und die Ostküste gerade wird den dänischen Angriffen stets ausgesetzt bleiben."

„Das ist auch die Ansicht des Vaters," erwiderte Elise, „indeß muß ich ihm beipflichten, wenn er das Eintreten eines solchen Unfalles so lange für unmöglich hält, als die Reichstruppen von der Kieler Föhrde aufwärts bis zur Grenze Jütlands Herren der Küste sind."

„Und sollten sie eines Tages diese Küstenbewachung aufgeben,“ fiel Eduard ein, „dann sind wir Schleswig-Holsteiner Herren des Landes. Glaube mir, Bruder, wir, die wir das Vergnügen gehabt haben, vier Monate lang als Kriegsgefangene dänisches Brod zu essen, wir tragen ein famoses Verlangen in uns, für die bewiesene Gastfreundschaft und manche andere Artigkeiten, die man uns als Dessert aufsetzte, uns redlich zu bedanken.“

„Verdenken kann's Euch Niemand,“ sprach Harald, „denn man hat Euch allem Vernehmen nach arg genug mitgespielt. Wie anders behandelten wir unsere Gefangenen! Gott verdamm' mich, wenn ich das bedenke, so steigt mir das Blut in's Gesicht!“

„Hab' nichts dawider, Herzliebster,“ fiel Elise schmeichelnd ein, „nur nicht dabei fluchen! Das echauffirt nur noch mehr und soll ganz und gar nicht liebenswürdig sein.“

„Aber national, Herz,“ versicherte Harald ganz ernsthaft, „und es thut ungemein wohl, auf Seemannswort!“

Elise mußte lachen und Eduard stimmte mit ein.

„Man sagt, die Liebe vermöge viel,“ sprach er, „dennoch bezweifle ich, daß es Ihnen gelingen wird, den schleswig-holsteinischen Nationalfluch, der ja so alt ist, als unser Volk, einem ächten Schleswiger

noch dazu, wenn er Seemann ist, ganz abzugewöhnen."

„Es kommt auf einen Versuch an," meinte Elise zuversichtlich. „Für jedes: Gott ꝛc. ein recht verdrießlicher, böser Blick, o, das thut Wunder auch bei dem Verwöhntesten!"

Harald acceptirte diese Form liebender Bestrafung, und nachdem er auch zugegeben hatte, daß Elise vorerst in der Nähe von Hadersleben bleiben dürfe, verabschiedete er sich von dieser und begleitete den Bruder zurück nach der Stadt.

Achtes Kapitel.

Im Lager.

Im fest verschanzten Lager der schleswig-holsteinischen Armee vor Fridericia gab es viel Leben. Da und dort auf dem weiten Blachfelde arbeiteten Hunderte an neuen Werken. Summte bisweilen eine aus der Festung geworfene Bombe, Rauch und Flammen speiend, gegen die gewöhnlich singenden Arbeiter heran, so scherzten die lebenslustigen, jungen Leute über diesen abgeschickten Drohbrief, wie sie es nannten, und wenn das gefährliche Projectil, was fast regelmäßig geschah, in der Luft „crepirte", ohne irgend Jemand Schaden zuzufügen, so intonirten die heitern Belagerer ein Hurrah, das gewiß von der Besatzung der Festung gehört ward. Bisweilen freilich schlugen diese Wurfgeschosse auch ein, dann aber gab es womöglich noch mehr Lust und Leben unter

den Belagerern. Es warf sich nämlich Jeder platt auf die Erde, der Eine lachend, der Andere fluchend, denn allzu sauber war der feuchte Moorboden nicht. Die Bombe brummte und bohrte sich summend wie ein riesiger Kreisel in das Erdreich ein. Platzend warf sie eine Unmasse Erde auf und bedeckte mit Staub und Schmutz weit und breit die lachenden Arbeiter.

Lange Gewohnheit hatte dies täglich und nächtlich sich mehrmals wiederholende Schauspiel den Mannschaften so gleichgiltig gemacht, daß Niemand mehr davon gestört, viel weniger erschreckt wurde. Man nahm es hin, wie etwa einen Platzregen; man trat kaum ein paar Schritte zurück, wenn eine Bombe traf, und wurden, was häufig vorkam, von dem zerplatzenden Geschoß über dem Lagerfeuer brodelnde Feldkessel reichlich mit Erdstaub überschüttet und das Mittagsmahl dadurch Manchem ungenießbar gemacht, so half man sich über dies allerdings sehr empfindliche Ungemach mit einem lauten Fluch oder einem derben Scherzwort lachend hinweg. Für solches Mißgeschick wußten sich die Mannschaften nach beendigtem Dienst auf andere Weise zu entschädigen.

Etwa in der Mitte des nur zu weit ausgedehnten, hie und da mehr in als über der Erde befindlichen Feldlagers mit seinen zahlreichen Stroh-

und Erdhütten war eine Wirthschaft etablirt. Der Punkt, wo sie stand, lag außerhalb der Schußweite des Feindes und war nicht blos kenntlich durch weithin sichtbare schwarz-roth-goldene Flaggen, sondern auch durch riesengroße Buchstaben, welche die originelle Inschrift „Insurgentenkneipe" zeigten. Hier befand sich gleichsam die Generalstabs-Marketenderei, die große Nährmutter der Armee, die alle billigen und bescheidenen Wünsche derselben auf das Bereitwilligste befriedigte. Von hier aus setzten sich täglich eine Anzahl mit Planen überspannter Wagen nach allen Richtungen hin in Bewegung, laubbekränzt, fahnengeschmückt. Ihr Inneres barg die viel gesuchten Buddel, deren der Sohn des Nordens nur selten, der Soldat gar nicht entbehren kann, und die den Einen mit Wein, den Andern mit Rum, Cognac oder mit sonst einer gebrannten scharfen Flüssigkeit erquickten. Als Kellnerin oder Marketenderin fungirte eine frische, muntere, rothwangige Dirne niedersächsischer Abkunft, die ihr Platt musterhaft sprach, einen derben Scherz keck zu erwidern verstand, und als gute Patriotin die deutschen und schleswig-holsteinischen Farben immer an ihrer Kleidung anzubringen wußte. Diese ambulanten Marketenderwagen erschienen ziemlich regelmäßig in allen Schanzen, und wo sie sich zeigten, gab es immer Scherz

und Lärm. Unverrichteter Dinge rollte die wandelnde Restauration niemals von dannen.

Die „Insurgentenkneipe“ war der eigentliche Mittelpunkt des Lagerlebens für Solche, die gerade keine dienstliche Beschäftigung hatten. Hier trafen sich Repräsentanten aller Waffengattungen, hier verkehrten Offiziere und Gemeine ungezwungen und in traulichster Kameradschaft mit einander, und dieser Verkehr war vielfach unterhaltend und belehrend. Da ward Guitarre gespielt, dort sang ein Männerchor patriotische und Kriegslieder. Hier unterhielt man sich über Politik, anderwärts führte ein Trupp Offiziere strategische Gespräche. Auch an Zeitungslectüre fehlte es nicht; denn die regelmäßig aus dem Süden kommende Feldpost brachte die neuesten Hamburger und einige andere Blätter, welche gemeinschaftlich vorgelesen wurden, und gewöhnlich Veranlassung zu lebhaften, nicht selten auch geistreichen Debatten unter den höher Gebildeten des Heeres gaben.

Begreiflicherweise erzeugt eine lange dauernde Belagerung, bei welcher zwar täglich Kugeln gewechselt werden, wo aber nicht immer ernsthafte Kämpfe vorfallen, viel Langeweile. Diese wußten jedoch die Belagerungstruppen gleich mancher andern Unbequemlichkeit auf angenehme Weise zu überwinden. Man improvisirte nämlich dramatische Vorstellungen,

arrangirte Bälle unter einander, und veranstaltete sogar Maskeraden. Kurz es fehlte weder an Unterhaltung noch an Zerstreuung. Rief dann die Trommel und das Flügelhorn wieder einmal zum Kampf, so fand man die Truppen todesmuthig auf ihren Schanzen, und mit derselben Heiterkeit und fröhlichen Laune, mit der sie zur geselligen Unterhaltung zogen, warfen sie sich auch dem Kugelregen der Feinde entgegen.

Unter wechselnden Kämpfen, denen hervorragende Waffenthaten keineswegs fehlten, kam das Ende des Junimonates heran. Bis dahin war die Stimmung im Belagerungsheere vortrefflich gewesen. Alle Unbill des Wetters und die härtesten Strapatzen auf einem nicht günstig zu nennenden Terrain vermochten das Heer weder zu ermüden noch zu entmuthigen. Erst als aus dem höhern Norden bedenkliche Nachrichten eintrafen, die allerhand Vermuthungen zuließen, zeigten sich hin und wieder Spuren von Mißtrauen, und ein unbestimmtes Mißbehagen bemächtigte sich Vieler, am fühlbarsten aber gerade des intelligenteren Theiles der Armee.

Beim abendlichen Lagerfeuer und auf dem Vorposten sprach man laut davon, und tauschte seine Ansichten und Meinungen darüber aus. Dennoch zeigte Niemand eigentliche Verdrossenheit im Dienste

oder Unlust zum Kampfe, nur daß es nicht zu entschiedenem Angriffe kam, in einer dem Anscheine nach doch günstigen Zeitperiode, machte die Leute unwirsch.

Eines Abends trafen sich mehrere Bekannte auf einem der am weitesten gegen die Festung vorgeschobenen Vorposten unfern der „unverdrossenen Schanze.“ So nannte man nämlich eine Batterie, die das Feuer der Festung stets erwiderte und, obwohl häufig vom Feind angegriffen, weil ihre Geschütze ihm höchst verderblich waren, doch jeden Angriff abgeschlagen hatte. Ihre außerordentliche Thätigkeit und ihr nie ruhendes Feuer erwarb der Schanze den erwähnten Beinamen.

Unter der Mannschaft auf jenem Vorposten befanden sich, außer einigen Kieler Studenten, auch mehrere Freiwillige aus dem ersten Feldzuge. Das Dienstzeichen auf der linken Brust machte sie den jüngeren Mitgliedern der Armee als ältere Kämpfer leicht kenntlich. Unter dieser Vorpostenwache treffen wir auch den Oberjäger Eduard Hendersen.

Auf seine Büchse gelehnt, stand der schlanke junge Mann am Beiwachtfeuer und sah gedankenlos hinaus auf's Blachfeld, wo in der etwas nebligen Luft die Außenwerke der Festung unklar zu erkennen waren.

„Bist Du verliebt oder machst Du ein Gedicht?“

fragte den Sinnenden einer seiner Kameraden, die am Feuer saßen und ihre Cigarre rauchten.

„Keins von Beiden," versetzte Eduard, „ich horche."

„Auf das herrliche Froschconcert?" erwiderte der Vorige. „Man muß zugeben, es liegt eine gewisse Harmonie in dieser melancholisch-komischen Monotonie. Schade, daß die Batrachomyomachie schon erfunden ist. Besäße die Welt sie noch nicht, bei diesem allabendlich sich wiederholenden Froschgesange müßte man darauf kommen."

„Es wäre mir lieber, ich könnte dem Aaszeuge die Mäuler verbinden," sagte Eduard, den Kopf noch mehr vorbeugend. „Gerade diese toll machende Musik stört mich in meinem höchst interessanten Lauschergeschäft."

Drei der am Feuer Lagernden erhoben sich jetzt und gesellten sich zu dem einige Fuß höher Stehenden.

„Was gibt's denn zu beobachten, Hendersen?" fragte ein früherer Studiengenosse. „Rührt sich „Hannemann" drüben?"

„Vernehmt Ihr nichts? Still da unten!" rief er den Uebrigen zu, die eben über einen drolligen Einfall laut auflachten.

Die Nacht war still, der Wind nordöstlich.

Geräusch aus der Ferne konnte einem scharfen Gehör nicht wohl verborgen bleiben.

„Mich dünkt, es rumort in der Festung,“ versetzte Hendersen's Freund nach längerem Aufhorchen.

„So ist's,“ sagte Eduard, und das kommt von einer größeren darin liegenden Truppenmasse her. Es war heute den ganzen Tag und auch schon gestern überaus lebhaft im Sunde. Ich wette, man wirft von Fühnen aus mehr Truppen in die Festung.“

„Laß' Dich nicht auslachen, Freund,“ erwiderte der Vorige. „Es ist Gebrauch unserer Gegner, die Besatzung häufig zu wechseln. Gestern zogen die alten Mannschaften ab, heute sind neue an deren Stelle getreten.“

„Wenn sie uns nur nicht täuschen,“ sprach Eduard finster. „Der Teufel traue dänischen Manövern! Sie wissen's ganz genau, wie stark wir sind, daß wir kein fest geschlossenes Heer bilden und daß wir auch mit unsern am weitesten tragenden Geschützen ihnen den Verkehr mit Middelfart nicht abschneiden können. Horcht einmal recht scharf hin, wenn die Luft gerade vom Sund zu uns herüberstreicht. Dann vernehmt Ihr deutlich fernen Ruderschlag.“

Die drei Kameraden, zu denen inzwischen noch

Einige von dem Vorposten getreten waren, folgten Eduard's Beispiele.

„Jetzt, hört Ihr?“ sprach dieser flüsternd. „Es ist unverkennbar der Takt fallender und sich wieder hebender Ruder.“

„Bei Gott, Du kannst Recht haben!“ versetzte sein Universitätsfreund. „Machen wir eine Meldung davon?“

„Halt! Dort blitzt ein Schuß!“ rief ein Anderer, nach der Küste deutend. Noch während er sprach, rollte der Donner einer abgefeuerten Kanone über das Feld und belebte sogleich die ganze langgestreckte Vorpostenlinie der Belagerer.

„Das ist die Batterie bei Snoghoi,“ sagte Eduard. „Sie merken Unrath und wollen's den Dänen wenigstens sagen, daß sie wissen, was sie vornehmen.“

In diesem Augenblicke trug ein etwas stärkerer Windhauch deutlich vernehmbaren Hurrahruf einer compacten Menschenmasse dem Lager zu. Man konnte nicht zweifeln, daß dieser Ruf von der Besatzung der Festung herrühre, und da eine so auffallende Erscheinung während der Nacht bedenklich erscheinen mußte, ward sofort eine Ordonnanz an den Nächstcommandirenden abgeschickt und der Vorfall gemeldet.

Es trat inzwischen die gewöhnliche Ruhe einer thatenlosen Nacht wieder ein, jene Ruhe, die der Soldat im Felde mehr verwünscht als die größten Strapatzen. Die Mannschaft unseres Vorpostens lagerte sich abermals um die glimmenden Kohlen des niedergebrannten Feuers, und auch Eduard nahm jetzt bei den Uebrigen Platz.

„Was meint Ihr," sprach er zu seinen Kameraden, „ob man den umlaufenden Gerüchten wohl trauen darf?"

„Welchen Gerüchten?"

„Die seit vorgestern aus dem Süden in's Lager gelangt sind?"

„Ich konnte nichts Bestimmtes erfahren," sagte sein Universitätsfreund. „Hast Du mehr darüber gehört?"

„Ich sprach einen Hofbesitzer aus Angeln," erzählte Eduard, „aus der Gegend von Gelting, dessen Sohn bei der Artillerie steht und jetzt in der „unverdrossenen Schanze" unverdrossen die Dänen molestiren hilft. Dieser Mann, in dessen Glaubwürdigkeit Zweifel zu setzen kein Grund vorliegt, theilte als Neuigkeit mit, daß die dänische Besatzung auf Alsen beträchtlich vermindert worden sei, und daß man mehrere Bataillone auf Transportschiffen vom Gelting-Noor aus durch den Belt nordwärts habe

schaffen sehen. Er vermaß sich, was kein Angeler ohne Grund zu thun pflegt, hundert Eide schwören zu wollen, daß Alsen fast ganz von Truppen entblößt sei."

„Das klingt ja höchst bedenklich," sagte Einer aus dem Trupp der Wachthabenden. „Sollte man nicht darum wissen?"

„Ich fälle kein Urtheil," fuhr Eduard fort, „ich beobachte nur. Was jedoch mich selbst betrifft, so werde ich auf meiner Huth sein. Es gibt Viele unter uns, die in beklagenswerthe Sicherheit eingewiegt sich der Ueberzeugung hingeben, daß wir nur als verlorener Posten vor diese Festung gestellt sind, um eine bedeutende Abtheilung des feindlichen Heeres zu beschäftigen. Inzwischen soll die Diplomatie ihr Spiel beginnen, gleichviel in welcher Weise und zu wessen Gunsten. Mir persönlich will das nicht einleuchten und zwar deshalb nicht, weil ich Schleswig-Holsteiner bin und unsere Gegner kenne. Wenn der Däne unterhandelt, führt er allemal etwas im Schilde. Das lehrt die Geschichte. Unsere Bundesgenossen, sonst ganz vortreffliche Leute, kennen diese National-Eigenschaft unserer Gegner zu wenig, um das gehörige Gewicht darauf zu legen, und lassen sich darum leicht täuschen. Fragt doch herum in der Armee, ob ein einziger Befehlender, welcher Schleswig-Holstein

von Geburt angehört, dieser dumpfen Waffenruhe traut? Nicht Einer, sag' ich! Die Deutschen dagegen schwören Stein und Bein, der Feind könne nichts gegen uns unternehmen, und alle in Umlauf gekommenen beunruhigenden Gerüchte seien Erfindungen müßiger Köpfe."

„Da ist nichts zu machen," bemerkte Einer der Zuhörenden. „Auf eigene Faust können wir doch nicht handeln."

„Wer spricht davon!" versetzte Eduard. „Wir Schleswig-Holsteiner werden gehorchen und ausharren bis zum letzten Mann, mag kommen, was da will. Ich wünschte nur, das ganze Belagerungsheer würde recht aufmerksam gemacht auf diese sonderbaren Gerüchte, damit jeder Einzelne seine Wachsamkeit verdoppeln könnte. Ein munterer Posten läßt sich nicht überrumpeln."

„Ganz aus der Luft gegriffen ischt das Geschwätz nit," fiel jetzt ein Mann mit scharfen Zügen ein, der das Dienstzeichen vom vorjährigen Feldzuge auf seinem Waffenrocke trug und, wie schon der Dialect verrieth, aus dem deutschen Süden stammte. „Der General traut dem Wetter nit, i weiß es g'nau. Heute Abend ersch ischt ein Eilbote zum Oberstcommandirenden im Norden abgegange, der mache soll, i weiß nit, was?"

„Wer hat Dir das gesagt, Lohrbach?“ fragte Eduard.

„I hab's zufällig g'hört, als ich an unserm Lagerhôtel vorüberging. Es sprache einige Oberschte und Hauptleute davon. Wie man sagt, ischt auch der dänische General, den mer so lange gesucht hat und nie finden konnte, mit klingendem Spiel außer Kanonenschußweite im Angesicht unserer Truppen von Helgenäß abg'segelt. Mer hat dem hübsche Schpektakel ganz g'müthli zug'sehe. Ei so krieg' die Kränkt und hoppe zoppe!“

„Heilige Dreifaltigkeit!“ rief ein Anderer. „Das sind ja Geschichten, wobei einem der Verstand stehen bleiben oder abhanden kommen kann.“

„I hab' meinen schon lange nit mehr ganz beisamme,“ versetzte Lohrbach, nunmehr vollends in seinen provinziellen Dialect fallend. „'s g'hört auch was dazue, daß mer sei Bissel Kripps nit ganz verliert bei der Kriegführung hier oben gegen de Däne. Straf' mich Gott, aber i möcht' halt wohl, daß i a Dän' wär' bei die Manier, auf sich schieße z'lasse! Wenn mer nur hinhalte darf a Meile Wegs vomme Feind, da könne freili nicht viele Kugeln treffe, se müßte denn noch Flügel obendrein hawwe. Das begreift a Wickelkind; da braucht mer halt nit z'warte, bis einem a Zwickelbart g'wachsche isch von ein'm Ohr zum annern.“

Die Holsteiner mußten lachen über die ungemeine Gutmüthigkeit und Bravheit, die in den Worten des wackern Mannes lag. Eduard suchte ihn zu trösten und, obwohl es ihm selbst schon seit einiger Zeit an unbedingtem Vertrauen gebrach, doch Vertrauen einzuflößen.

„I weiß schon, wasch Sie sage wolle," versetzte Lohrbach, „aber i kann mir den Glaube dazu nit in die Seele hineinpumpe. Mir hawwe se dem Vertrauen den Hals umg'dreht, wie 'ner Taube — 'sisch halt nur schad', daß man's nit fresse kann — und 'n Glaube hawwe se todtg'schosse, und die Zeit isch längst vorbei, wo man Todte auferwecken konnt' mit bloße Handauflege. I kann nit sage, wie mir z'Muth' isch schon seit a paar Woche."

„Bestätigt sich die Einschiffung der Nye'schen Truppen," sagte Eduard's Universitätsfreund, „so haben die Dänen auch nichts Gutes vor."

„Eine Flotte! Eine Flotte!" rief Eduard aus. „Ein Königreich für eine Flotte!"

„Ja wird sich wasch flotten," erwiderte Lohrbach. „Die paar Kreuzer, die se z'sammenbetteln bei alle alte Jungfern, die keine Kinder kriegen, reichen g'rad' aus, um die Plappermäuler zu bezahle, die Millionen Worte über de Flagge rede, ehe se noch a lumpige Balke hawwe, um e Kahn für zwei Laus-

bube d'raus zu zimmern. Da streite se sich drum, wasch für „Thier in de Flagge sitze soll, ob a g'schorene Ratt' mit a Adlerschwanz, oder a Lachs mit a Stulpestiefel, und wenn se werde einig geworrn sein, da reit't sicher der Teufel uf alle Bretter herum, die se z'sammegebosselt hawwe, und kutschiert die ganze Schmier in's ewige Höllenfeuer."

„Traurig aber wahr," sprach Eduard düster, während die Andern über Styl, Ton und Einfälle des Sprechenden, so betrübend der Gegenstand war, doch lachen mußten. „Es ist die deutsche Einigkeit, die deutsche Gründlichkeit, die uns zu Grunde richten wird, leider, leider! Zwei Jahre führen wir nun schon Krieg mit Dänemark, und was haben wir bis jetzt mit all' unsern Siegen erreicht? Ein Landkrieg bewältigt Dänemark nicht, mag er auch zehn Jahre dauern und die Hälfte der Bevölkerung aufzehren. Nur eine Flotte, mit der man die Inseln überfallen, den Sund und die Hauptstadt bedrohen kann, sichert unserm Vaterlande seine alten heiligen Rechte."

„Immer schimpfe Se, Se hawwe Recht," sprach der Freiwillige aus Süddeutschland. „'s isch und bleibt e lausige Krieg, wenn mer mit lauter Wasserratte zu thue hat und doch höchstens bis an Hosebund im Dreck wate kann. Und wenn mer so groß und dick wär', wie der Münster von Straßburg, und

so mächtig, wie sonst e angeschtammte Firscht in Deutschland, aushalte könnte mer's doch nit; denn de See hat so e verflucht ungleiche Boden. Aber wahr bleibt's: 's isch e Schand', und mer möcht' gleich de Kränkt kriege, wenn mer s'nit schon hätt'."

Auf den Wällen der Festung ward ein Schuß abgefeuert, dem in kurzen Zwischenräumen ein zweiter und dritter folgte.

„Die müsse wieder zu viel Pulver gemacht hawwe," fuhr Lohrbach fort, seine Büchse untersuchend, „sonst würde se doch nit mitten in de faustdicke finstere Nacht so e Lärm anfange, wo Niemand weiß, wohin er schießt, und 's liebe Zündkraut umsonst verbrennt. 's isch e wüscht Volk, de Däne, das bleibt e unbestrittene Wahrheit."

Abermals dröhnten ein paar Kanonenschüsse von der Festung her. Dann sausten Bomben durch die Luft, glänzende Feuerschweife in der nebligen Atmosphäre zurücklassend. Gleichzeitig erklangen im Lager Signalhörner und Trommeln, welche die Mannschaften zum Kampfe riefen.

„Endlich einmal!" rief Eduard, den Hahn seiner Büchse spannend, um ein frisches Zündhütchen aufzusetzen. „Nun ich denke, wenn Alle mit eben so großer Lust die Feinde erwarten, soll ihnen ein Ausfall theuer zu stehen kommen. Ha, da sind sie schon!

— Hört Ihr ihr Hurrah? Und die „Unverdrossene“ begrüßt sie auch schon mit einem pfeifenden Kartätschenhagel.“

„Hurrah!“ rief der Freiwillige. „Komm heran, Du rothjackiger Hannemann! Wenn D' noch nit wisse solltest, wie mer am deutsche Rhein sei liebste Freund durchkloppt, so isch hier Einer, der den beschte Wille hat, Dir e Probe davon abzulasse.“

Neuntes Kapitel.

Der Ausfall.

Unter fortwährenden Neckereien der feindlichen Heere war der fünfte Juli herangekommen. Die Sonne brannte heiß den ganzen Tag und die Belagerer hatten in ihren wenig geschützten Hütten viel von der Gluth zu leiden. Vom Feinde wurden sie jedoch nicht beunruhigt. Es blieb vielmehr auffallend still in der Festung. Nur der Meeresarm, welcher die Halbinsel von Fühnen trennt, war den ganzen Tag hindurch von Schiffen belebt. Auch Kriegsdampfer näherten sich und die Zahl der Kanonenboote, welche die Küste bei Gudsöe bestreichen konnten, hatte sich um noch einige vermehrt. Dort, gegen zwei Stunden von der Belagerungsarmee entfernt, lag eine starke Abtheilung des schleswig-holsteinischen Heeres, ohne eine directe Verbindung mit diesem zu unterhalten.

Mit Einbruch der Nacht fanden sich in einer der äußersten Schanzen die uns schon bekannten Krieger wieder zusammen. Da die Nacht ruhig zu werden versprach, so vertrieb man sich auf vielen Posten die Zeit mit Spiel und Gesang, an Schlaf dachten nur Wenige.

„Durch Hunger ist das vermaledeite Nest in alle Ewigkeit nicht zu nehmen,“ sprach der Studienfreund Eduard's, als nach zehn Uhr die Melodie des „tappern Landsoldaten“ von tausend Kehlen angestimmt, aus der Festung herüberhallte. Die Besatzung ist heute sicher wieder auf einen ganzen Monat verproviantirt worden. Es wäre am besten, der General gäbe Befehl, den Platz in Brand schießen zu lassen.“

„Wäre allerdings ein probates Mittel, die langweilig werdende Belagerung zu Ende zu führen,“ sprach ein Anderer, „nur würde der Nutzen für uns nicht sehr erheblich sein. Nicht einmal auf die rauchenden Trümmer, wie vor Zeiten Marius auf das eingeäscherte Karthago, könnten wir uns setzen, sei's um zu lachen oder zu weinen; denn die Dänen würden uns schwerlich ungestört sitzen lassen.“

„Freili nit,“ fiel Lohrbach ein, „warum aber lasse denn wir se sitze. 's isch pur, um de Kränkt ze kriege, wenn mer mit sei' g'sunde fünf Sinne ansieht, wie de Welt a Purzelbaum über'n annern

schießt und zu e reine Stehauf wird. Hawwe wir denn 'was von demme Liegebleibe in Dreck und Sumpf? I kann's nit einsehe. Höchstens könne de Schuster und de Wollkratzer 'was profitire, denn über de Röck', Hose und Stiefeln geht's bös her. Mei' ganz Bissele-Zeug hat bald gar ka' Bode mehr."

Mit diesem naiven Geständnisse des humoristischen Melancholikers war ein weit auszuspinnendes Gesprächsthema eröffnet, denn es fand sich gar mancher Leidensgefährte. Die an Nachtwachen und Strapatzen aller Art Gewöhnten erheiterten sich in der warmen Sommernacht an dergleichen Gedankenaustausch. Auch erzählte man Anecdoten, Schnurren, Geschichten, eine immer närrischer als die andere und in sehr verschiedenen Dialecten, denn es dienten eine Menge Deutscher aller Stämme unter den schleswig-holsteinischen Truppen. Demnach gerieth der Redestrom, einmal in Fluß gebracht, so leicht nicht wieder in's Stocken.

Nichts störte die Fröhlichen, als der häufig wieder ertönende Gesang „des Tapperen" aus der nahen Festung. Die lustigen Kriegskameraden achteten wohl eine Stunde lang fast gar nicht auf das Singen der Dänen, obwohl es sich noch niemals so laut und so andauernd hatte hören lassen. Erst als es in eine Art Schreien und bald darauf in ein

wahrhaft dämonisches Hurrahrufen überging, und die außerordentliche Stärke des Schalles verrieth, daß viele Tausende ihre Stimmen zu solchem Rufe gleichzeitig erheben mußten, machte es die Wachthaltenden stutzig. Die Uhr war beinahe Mitternacht, und noch immer hörte der Lärm im Innern der Festung nicht nur nicht auf, sondern er vermehrte sich offenbar noch.

„Was macht das Volk heute für einen Spektakel," bemerkte Einer von dem Posten. „Hat Keiner einen Kalender bei der Hand, daß man nachsehen kann, ob es etwa in der dänischen Geschichte irgend einen wichtigen Jahrestag zu feiern gibt?"

„Man möcht' es wirklich glauben," sagte ein Anderer. „Ganz ohne Grund lärmen unsere Gegner nicht so."

„Sie müssen irgend ein Zechgelage halten," sprach Eduard, „denn so schreien doch keine nüchternen Menschen, und noch dazu mitten in der Nacht."

Die Mannschaft des Postens hatte sich inzwischen erhoben und schaute über die Brustwehr der Pallisaden hinaus nach Fridericia, dessen weitgestreckte Wälle im falben Dämmerschein der nordischen Sommernacht deutlich zu erkennen waren. Das Schreien verstärkte sich noch, ward immer allgemeiner und rührte offenbar von Menschen her, welche sich in einem exaltirten Zustande befanden.

„Kameraden," sagte Eduard, nachdem er geraume Zeit dem seltsamen Gelärm zugehört hatte, das gleichzeitig auf der ganzen Postenlinie vernommen wurde, „Kameraden, mir schwant, dieser Jubel ist kein zufälliger. Er hat sicherlich eine sehr triftige Veranlassung und bedeutet schwerlich etwas Gutes für uns. Mein Gehör müßte mich sehr täuschen, wenn es mich nicht zwischen den Pausen ganz deutlich Waffengeräusch vernehmen läßt."

„So ischt's, Bruderherz," betheuerte Lohrbach. „Der Däne wetzt sich den Sabel, und damit ihm de Knoche bei dem Geschäft nit gar zu früh stumpf werde, mag er sich wohl e paar Gesteifte hinter de Binde gegosse hawwe."

Das immer stärker werdende Geräusch in der Festung allarmirte das ganze Belagerungsheer. Adjutanten flogen nach allen Seiten, um Befehle zu überbringen. Inzwischen öffneten sich die Thore der Festung und in dicht gedrängten Massen stürzten sich die Belagerten auf die Schanzen.

Das Feuer des schweren Belagerungsgeschützes streckte die ersten Colonnen des anstürmenden Feindes nieder. Sie mußten weichen. Aber als ob aus den sich aufthürmenden Leichenhügeln immer neue Streiter erstünden, so folgten stets dichtere Haufen den Vorangeeilten. Die Festung spie Tausende nach

Tausenden aus und bald verwandelte sich die Schlacht in ein blutiges Würgen.

Dreimal schon hatten die uns bekannten Krieger die Feinde von den zur Hälfte erklimmten Pallisaden zurückgeworfen. Jeder Einzelne that Wunder der Tapferkeit, die meisten Gegner aber erlegte der Freiwillige vom Oberrhein, der mit unglaublicher Ruhe und mit dem stets trocken wiederholten Rufe: „Krieg' die Kränkt und hoppe-zoppe!" eine ungezählte Menge niederschlug. Viel der Getroffenen ereilte, von den furchtbar wuchtenden Kolbenschlägen des süddeutschen Riesen hingestreckt, der Tod, Alle waren kampfunfähig gemacht.

An seiner Seite hielt neben etwa acht bis zehn Andern auch Eduard treulich aus. Der junge Oberjäger sprach kein Wort, er brauchte nur seine Waffe, so lange er noch Kraft besaß, sie zu führen. Endlich zerschmetterte sie eine feindliche Kugel. Eduard riß seinen Hirschfänger aus der Scheide und warf sich auf die emporklimmenden Gegner. Zwei, Drei, Vier erlagen seinen Streichen, dann ward er schwer von drei Kugeln auf einmal getroffen. Die letzten Kräfte zusammenraffend ergriff er mit der noch gesund gebliebenen linken Hand die Standarte, welche ein dänischer Offizier so eben auf den Erdwall hob. Diese mit aller Gewalt niederreißend, stürzte auch zugleich

der Offizier, welcher ebenfalls aus mehreren Wunden blutete. Beide Verwundete packten sich und rangen noch um den Besitz des Dannebrog auf dem zerstampften Boden der Schanze. Da schlug eine Musketenkugel in die Brust des feindlichen Offiziers. Er sank zurück, die deutschen Worte murmelnd:

„O meine Mutter!“

Eduard hielt die Fahne krampfhaft umklammert. Sein Blut erstarrte beim Klange dieser Stimme. Er warf im aufdämmernden Frühroth einen Blick auf die Züge des Sterbenden und erkannte — seinen Bruder!

Die Sinne schwanden ihm. Er fühlte nur noch, daß ein paar starke Arme ihn aufhoben und forttrugen. Wie im Traume vernahm er den Refrain des Schlachtgesanges der Seinigen. Er wollte mit einstimmen, aber die matte Lippe vermochte sich nicht mehr zu bewegen. Während man ihn forttrug, verstummten im Ohr des bewußtlos Werdenden Gesang und Schlachtenlärm.

Zehntes Kapitel.

Nach der Schlacht.

Aufgeschreckt von dem Donner der Geschütze hatten die Grenzbewohner Schleswig's, südlich von der Königsau, eine angstvolle Nacht verlebt. Viele litt es nicht in ihren Wohnungen. Sie mietheten Fuhrwerke und eilten der Grenze zu, weniger um Augenzeugen des Kampfes zu sein, als um den Ausgang desselben zu erfahren.

Auch Amtmann Dethens mit seiner Frau und zukünftigen Schwägerin, welche einen Besuch des Lagers vor Fridericia beabsichtigten und Tags zuvor in die Nähe der Grenze gelangt waren, brachen in Begleitung eines ihnen bekannten Verpflegungscommissärs, dem sie sich des leichteren Verkehrs wegen angeschlossen hatten, nach dem Norden auf.

„Das ist ein Ueberfall,“ sagte Dethens voll banger Ahnung. „Ich fürchte unsere Armee ist verloren oder doch zersprengt.“

Weder der Commissär noch die Frauen wagten zu widersprechen. Alle drei theilten die Befürchtungen des Amtmannes und konnten ungeachtet der sie folternden Angst kaum den Augenblick erwarten, der ihnen sichere, wenn auch vielleicht schreckliche Kunde bringen würde.

Als sie die unscheinbaren Wellen der Königsau überschritten, donnerten die Kanonen noch immer, nur wollte es die Reisenden bedünken, als entferne sich der Schall.

„Trügt uns die Richtung des Windes nicht,“ bemerkte der Commissär, „so ist dies ein Zeichen, daß die Schlacht sich mehr nordwärts wendet.“

„Es läßt sich nur schwer begreifen,“ erwiderte der Amtmann, „wer in diesem Falle Sieger geblieben sein kann.“

„Wir werden es bald erfahren,“ sagte der Commissär. „Da ist Kolding und, wie es scheint, wimmelnd von Kriegsvolk.“

„Es sind die Unsern!“ rief Christine, die Hände faltend. „Der Feind muß geworfen sein.“

„Vielleicht,“ versetzte Dethens, „obwohl ich wenig Hoffnung habe.“

Inzwischen erreichte man die von der früher stattgehabten Schlacht her noch halb in Trümmern liegende Stadt. Wer einigermaßen mit kriegerischen Ereignissen vertraut war, mußte beim ersten Anblick erkennen, daß das hier sich ordnungslos drängende Kriegsvolk nicht einer siegreichen Armee angehören konnte. Es waren offenbar Trümmer zersprengter Corps, die sich hier, so gut es gehen wollte, zu sammeln versuchten. Viele Wagen mit schwer Verwundeten erfüllten die Straßen und rückten, die Erde mit Blut besprengend, das aus noch unverbundenen Wunden träufelte, langsam vorwärts. Im Allgemeinen herrschte jedoch große Ruhe unter den Truppen, die allen Waffengattungen angehörten. Nirgends zeigten sich Spuren von Niedergeschlagenheit. Man war gutes Muthes, aber sehr ernst. Ein großes Schicksal, das sah man, war an diesen jungen Männern mit den bleichen Stirnen, den blutbesudelten, zerfetzten Waffenröcken so eben vorübergegangen.

Der ungewohnte Anblick so vieler Leidender und Verstümmelter erschütterte Christine und Elise dergestalt, daß ihre Begleiter sich genöthigt sahen, umzukehren und in einem der Grenze nahe gelegenen Kruge ein vorübergehendes Unterkommen zu suchen. Während Dethens Sorge trug, den geistig Leidenden etwas Stärkendes zu verabreichen, ging der Com-

missär zu Fuß wieder nach Kolding, um Näheres über die nunmehr beendigte Schlacht und deren Ausgang zu erfahren.

Ehe er noch die Stadt erreichte, begegneten ihm schon die ersten Wagenzüge Verwundeter. Von den Führern derselben vernahm er die Trauerkunde der furchtbaren Blutnacht und den Rückzug der Armee auf Veile.

Diesem traurigen Zuge schloß sich der Commissär jetzt an, indem er verschiedene Fragen an die Begleiter der langsam vorrückenden Wagenburg richtete. Begreiflicherweise konnte die Auskunft, welche ihm ward, nur sehr allgemein gehalten sein, da es an allen zuverlässigen Angaben über die Größe des erlittenen Verlustes zur Zeit noch fehlte.

Mit dieser Hiobspost zu seinen Begleitern zurückgekommen, begaben sich Alle unverweilt auf den Heimweg. Man traf Anstalten die Lazarethe zu räumen, um Platz für die zahlreichen Verwundeten zu machen, von denen die Ersten alsbald eintreffen mußten. Hadersleben glich einem großen Verpflegungs- und Krankenhause. Jede Hausfrau, jedes junge Mädchen verwandelte sich in eine barmherzige Schwester. Alle legten Trauer an, denn hatte auch nicht Jeder einen Verwandten zu beweinen, die Folgen des Ueberfalles drückten doch schwer auf das

Land, und wer mochte wissen, ob diesem mit demselben nicht eine tödtliche Wunde beigebracht worden war!

Auch Christine, in deren Nähe von jetzt an zu bleiben Elise versprach, richtete sofort ein Zimmer her, das alles Erforderliche enthielt, um den ersten besten der Hilfe Bedürftigen darin aufnehmen und verpflegen zu können.

„Was mag aus Bruder Eduard geworden sein," sprach sie mit zitternder Stimme, während sie mit leis bebenden Händen ein Lager bereitete und die fast zu ernst gewordene Elise eifrig mit Charpiezupfen beschäftigt war. Dethens und der Commissär befanden sich auf dem Einquartierungsbureau, wo es alle Hände voll zu thun gab.

Inzwischen trafen die Verwundeten ein. Der Zuzug dauerte mehrere Stunden. Aus der großen Menge derselben, unter denen sich auch mancher Feind befand, war die Größe des Verlustes beider Heere in einer fünfstündigen nächtlichen Schlacht zu erkennen.

Auf den letzten Wagen, welche nur sehr schwer Verwundete trugen und deshalb langsamer zu fahren genöthigt waren, befand sich auch Eduard mit drei seiner Kameraden. Zwei derselben waren ebenfalls verwundet, nur Einer, obwohl er mitten im dichte-

sten Kugelregen ausgehalten, bis Alle um ihn fielen, war wunderbarerweise von jeder Kugel verschont geblieben. Ihm allein hatten die Andern ihre Rettung zu danken. Dieser von so seltenem Glücke Begünstigte war der Freiwillige vom Rheine.

Dethens übernahm es, seine Gattin mit Eduard's Schicksale bekannt zu machen. Wider Erwarten blieb Christine ruhig. Nur häufige Thränen entquollen ihren Augen, während sie mehr durch Zeichen als durch Worte dem Amtmann bedeutete, daß er den Unglücklichen sobald wie möglich ihrer und Elise's Pflege übergeben möge.

Eduard war von drei Schüssen durchbohrt. Eine Spitzkugel hatte ihm den rechten Ellbogen zerschmettert, eine andere den linken Fuß, die dritte streifte ihm die rechte Seite. Durch die Erschütterung auf dem Wagen waren alle Wunden geschwollen und stark entzündet. Der Kranke erkannte Niemand; er lag im vollen Delirium und aus den Trostworten des Arztes war wenig Trost zu schöpfen. Einige Beruhigung gewährte es den Frauen, daß der treue Gefährte, welcher Eduard den Händen der Feinde entrissen, sich freiwillig erbot, den Leidenden zu pflegen, bis er wieder genesen sein werde.

Wir wollen unsern Leser nicht unterhalten mit den Leiden, die der Verwundete zu ertragen hatte,

nichts erzählen von den schrecklichen Phantasieen, die ihn quälten und in denen er fast ununterbrochen mit seinem Bruder Hugo rang. Daß unter solchen Umständen das Haus des Amtmannes sich in ein Trauerhaus verwandeln mußte, lag auf der Hand, die größte Noth und Pein für dessen Bewohner aber sollte erst hereinbrechen, als Nordschleswig von schwedischen Truppen besetzt ward. Aus dieser Besetzung erwuchs dem Amtmann großer Verdruß, und da er zum Ueberfluß noch einen jungen Offizier in sein Haus aufnehmen mußte, der in seinen politischen Ansichten in keiner Weise mit Dethens weder harmoniren konnte noch wollte, so fehlte es nicht an allerhand Reibungen, die, wenn sie sich auch immer nur auf einen lebhaften Disput beider Männer beschränkten, Dethens doch in einer stets gereizten Stimmung hielten. — —

Es wird jetzt nöthig sein, uns wieder einmal nach denjenigen Personen umzusehen, die, gleich den Schleswig-Holsteinern, mit denen sie durch Bande des Blutes so eng verwandt waren, den entbrannten Kampf wie eine heilige Pflicht betrachteten, der Jeder sich unterziehen müsse, und sich deshalb ebenfalls Patrioten nannten. Die Blutnacht vor Fridericia war — das sagte sich diesseits und jenseits der Belte Jedermann — ein Ereigniß von weltgeschichtlicher

Bedeutung und mußte auf die fernere Gestaltung des Streites zwischen Dänen und Deutschen großen Einfluß haben.

In Kopenhagen war man vor diesem entscheidenden Schlage voll guten Muthes gewesen. Man wußte im Allgemeinen, was beabsichtigt wurde, war von den Schwächen der Gegner genau unterrichtet, und zweifelte deshalb nicht an dem Gelingen eines Anschlages, der eben so vorsichtig als schlau angelegt war. Auf diese genaue Kenntniß aller Verhältnisse war der dänische Operationsplan gebaut. Wenn nun dieser dennoch nicht ganz so gelang, wie man gewünscht, wohl auch zum Theil erwartet hatte, so gab man jetzt gern zu, daß die unbesiegbare Tapferkeit und beispiellose Todesverachtung des kleinen schleswig-holsteinischen Heeres das einzige Hinderniß gewesen sei.

Die Niedergeschlagenheit über den Ausgang der Eckernförder Affaire war in der dänischen Hauptstadt nicht größer gewesen, als jetzt die Freude über den vor den Wällen Fridericia's erfochtenen Sieg. Das ganze Volk jubelte und feierte den Sieg. Später freilich verstummte das Jauchzen des Triumphes, und auch in Kopenhagen zog die Trauer schwarz verschleiert in hundert Häusern ein, denn die Blüthe der dänischen Jugend hatte sich auf dem Schlachtfelde verblutet.

Zu den tief trauernden Familien gehörte auch der ehemalige Kirchspielsvoigt Nane Hendersen mit den Seinigen. Hugo war unter den Todten gefunden worden; ob noch ein zweiter Sohn in den Reihen der Gegner ein gleiches Schicksal gehabt habe, wußte man nicht. Deshalb angestellte Nachforschungen blieben erfolglos. Erst als die Listen der Gebliebenen und Verwundeten von beiden Seiten durch die Zeitungen bekannt gemacht wurden, fand man seinen Namen unter den Letzteren und athmete wieder auf. Ein trauriger Mißton aber klang und zitterte von Stund' an fort im Innern der Familie Hendersen, den selbst die sich stets gleich bleibende heitere Laune des Etatsrathes nicht zu verscheuchen vermochte. Am niedergeschlagensten waren die beiden Töchter des Kirchspielsvoigtes, die den verwundeten Bruder fast mehr noch beweinten als den gefallenen.

Nane Hendersen selbst floh jede Freude. Er ward immer düsterer, vermied gern jedes Gespräch über Politik und schien mit sich selbst zerfallen zu sein. Die tröstenden Worte seiner Gattin mochte er nicht hören, die weinenden, in schwarzen Gewändern einhergehenden Töchter machten auf ihn den Eindruck der Erinnyen.

So vergingen Herbst und Winter. Die Familie

nahm nur geringen Antheil an den Zerstreuungen der Hauptstadt und lebte sehr zurückgezogen. Im Frühjahr, als die gepflogenen Verhandlungen eine Verständigung und friedliche Lösung nicht mehr hoffen ließen, verschlimmerte sich der Zustand des gewesenen Kirchspielsvoigtes. Die Trübe seines Gemüthes ging in ausgesprochene Melancholie über, die bei den Seinigen ernstliche Besorgnisse erregte. Alle politischen Spitzfindigkeiten waren nicht vermögend, den schwer gebeugten Mann zu beruhigen. Das künstlich in ihm aufgezogene Dänenthum umrankte seine Seele wie eine Schmarotzerpflanze, vermochte aber doch nicht die urwüchsige Natur des geborenen Schleswig-Holsteiner's zu ertödten. Je mehr er als Däne Ursache haben mußte, über die eingetretene Wendung der Dinge zu frohlocken, desto brennender wurden die Schmerzen, die sein schleswig-holsteinisch fühlendes Herz zernagten.

In dieser fast verzweifelten Stimmung fand den unglücklichen Mann der Wiederausbruch des Krieges im Sommer 1850. Ueber Eduard erfuhr er nur, daß seine Wunden ihn dienstunfähig gemacht hatten, und dies war in gewisser Hinsicht ein Tropfen Balsam in seine eigenen Wunden. Daß Harald, sein ältester Sohn, auf der schleswig-holsteinischen Marine diente, war ihm zwar zu Ohren gekommen, es

beunruhigte ihn jedoch wenig. Konnte er sich doch selbst sagen, daß ein ernstlicher Kampf zur See zwischen beiden kriegführenden Parteien zu den unmöglichen Dingen gehörte.

Der Sieg bei Idstedt, die Kämpfe bei Eckernförde und Missunde, und endlich der gräßliche, menschenfressende Sturm auf Friedrichstadt ließen Hendersen gleichgiltig. Es waren die letzten Zuckungen eines Verzweifelten, den man durch künstliche Blutabzapfungen systematisch geschwächt hatte. Sein Vaterland lag bereits lächelnd am Boden; es mußte sich, das sagte ihm sein vorahnender Geist, das verkündigten ihm täglich die triumphirenden Blicke seines Schwagers, in kurzer Frist auf Gnade und Ungnade ergeben. Als aber die schon angedrohte Execution Seiten des deutschen Bundes wirklich zur Ausführung kommen sollte, da neigte der alte Mann sein Haupt und weinte bitterlich!

„Bist Du krank, Hendersen?“ fragte ihn seine Gattin, die alles Geschehende vollkommen gerecht fand. „Ich fühle mich gehoben, daß unser Volk seinen Willen so energisch durchgesetzt hat.“

„Das begreife ich,“ erwiderte Hendersen, „ich wünschte nur auch, daß Du meine Thränen deuten könntest. Mir würde dann wohler sein.“

Diese Worte eines bejahrten Mannes, der um

sein zertretenes Geburtsland trauerte, während er äußerlich die Freudenzeichen des frohlockenden dänischen Patrioten zur Schau tragen mußte, versöhnte ihm die Töchter. Die Mutter schwieg fortan oder machte ihren Gefühlen doch nur gegen ihren Bruder und die mit ihr verwandten Nationaldänen Luft.

Nach der Besetzung des Bundeslandes Holstein durch österreichische Truppen nahm Hendersen eine ihm von der Regierung übertragene Stelle als Hardesvoigt im Schleswig'schen an. Er that es ungern, aber er mußte sich seiner Familie wegen fügen. In sehr gedrückter Stimmung reiste er von Kopenhagen ab, um sein mit so vielem Blut gedüngtes Heimathland nach fast dreijähriger Abwesenheit wieder zu betreten.

Eilftes Kapitel.

Die letzten Patrioten.

In der Woche vor Pfingsten 1851 war der Hamburger Hafen ungewöhnlich belebt. Mehrere Auswandererschiffe wollten in See gehen, diese nach Brasilien, jene nach den nordamerikanischen Freistaaten. Aus allen Gegenden Deutschlands, das jetzt wieder ganz still geworden war, strömten Auswanderer nach der großen Handelsmetropole an der Niederelbe, um hier den vaterländischen Staub von ihren Füßen zu schütteln. Auch viele Uniformen und zwischen diesen wieder eine Menge fein gekleideter Männer und Frauen bemerkte man unter den Gruppen, welche an Bord der Schiffe eilten. Man sah es ihnen an, daß sie den gebildeten Ständen angehörten. Erkundigte man sich nun genauer nach diesen Leuten, so erfuhr man, daß es größtentheils

Familien vertriebener Schleswiger seien, die jetzt, wo Deutschland sich einig im Wollen und Handeln gezeigt hatte, es vorzogen, ihrem beruhigten Vaterlande den Rücken zu kehren. Die Meisten hatten sich die nordamerikanischen Freistaaten zu ihrer neuen Heimath auserkoren, nur die militärisch Gekleideten, großentheils junge, kräftige Männer, die brod- und arbeitlos gewordenen Streiter von Kolding, Fridericia und Idstedt, die aus Liebe zum Vaterlande Alles daran gesetzt hatten; sie, die noch die verbotenen schleswig-holsteinischen Farben und die von der Statthalterschaft ihnen verliehenen Ehrenkreuze trugen: sie zogen es vor, unter der heißen Sonne Brasiliens Kriegsdienste um jeden Preis zu nehmen.

Es waren merkwürdige, unvergeßliche Tage und Stunden, wenn die hell bewimpelten Schiffe, befrachtet mit edlem Blute Deutschlands, die Anker lichteten und mit weit ausgebreiteten Segelfittichen den majestätischen Strom hinabschwammen einer fernen, unbekannten, vielleicht sehr traurigen neuen Heimath entgegen. Kein Hurrah riefen die Tausende, welche am Strande zurückblieben, den Davonsegelnden nach, kein froher Abschiedsgruß ward gegeben und erwidert. Still und feierlich, wie ungeheure Särge, in deren Innern die Hoffnungen einer ganzen Nation begraben lagen, ließ man die Schiffe vorübergleiten.

Höchstens lüfteten die Männer am Strande ihre Hüte, und den finstern Mienen war es nicht anzusehen, ob ein frommes Gebet oder ein heimlich gemurmeltes Wort bittern Ingrimmes sich den Herzen entrang. Auf den Schiffen aber erscholl Gesang, kein heiteres, frohes Lied, auch kein vaterländisches, keinen begeisterten Ruf zur Schlacht, selbst nicht das bis jetzt auf Aller Lippen schwebende „Schleswig-Holstein ꝛc.“ stimmten die Auswanderer an. Ein düsterer, melancholischer Sangesgruß, der wie ein Grablied in der Luft verhallte, war das letzte Wort, das sie einstimmig dem Vaterlande zuriefen.

Eines Tages begegnen wir am Hafenquai auch dem früheren Amtmann Dethens. Er war seit Jahr und Tag sehr gealtert und fast hinfällig geworden, so daß er am Stocke gehen mußte.

Seine Gattin ließ ihn selten aus den Augen, obwohl auch sie liebender Beihülfe bedurft hätte. Christine sah blaß und sehr leidend aus. Ein kurzer, häufig wiederkehrender Husten verkündigte ein bedenklich überhand nehmendes Brustübel. Ihr sonst so klares, blaues, seelentiefes Auge war verschleiert und blickte wehmüthig auf das geräuschvolle Leben rundum, ohne doch eigentlich davon berührt zu werden. An der Hand führte sie einen kräftigen Jungen, der recht fröhlich d'rein sah, und dem das

Gewühl am und im Hafen, der Gesang der Matrosen auf den Schiffen, das Brausen und Keuchen der Dampfboote, das Rufen und Befehlen der Bootsleute ungemeines Vergnügen gewährte.

Begleitet war die Familie Dethens von dem ehemaligen Steuermanne, späteren schleswig-holsteinischen Marine-Offiziere Harald, der sich vor wenigen Tagen mit Elise ganz in der Stille hatte trauen lassen. Alle Genannten waren im Begriff auszuwandern, denn auf vaterländischer Erde hatten sie nichts mehr zu hoffen. Das Schiff, welches sie der neuen Welt entgegenführen sollte, lag, ein schmuckes Fahrzeug, segelfertig im Hafen und konnte schon in wenigen Stunden die Anker lichten. Der Amtmann wollte sich im Westen der Union ankaufen, Harald gedachte in nordamerikanische Seedienste zu treten.

Außer den Genannten sah man in deren Nähe noch zwei Männer in schleswig-holsteinischer Jägeruniform. Beide trugen das Dienstzeichen aus dem Jahre 1848 und das Kreuz von 1850. Der Eine, ein starker, hoher Mann mit dünnem blonden Haar und einem gewaltigen Schnauzbarte, verrieth durch seinen Dialect die süddeutsche Abkunft. Es war der uns bekannte Freiwillige Lohrbach. Er diente seinem offenbar viel jüngeren Gefährten, einem Krüppel von vierundzwanzig Jahren, als Stütze und

Führer. Eduard, der fröhliche Kieler Student, der so hoffnungsmuthig in die Schlacht zog, war nach unsäglichen Leiden unter der schwesterlich treuen Pflege Christine's und Elise's endlich genesen, nachdem er den rechten Arm und den linken Fuß verloren hatte. Ein künstlicher Korkfuß ersetzte das abgeschnittene Glied und verlieh ihm wenigstens die Fähigkeit, kleine Wege, wenn auch nur mit Anstrengung, wieder zurücklegen zu können. Den rechten Arm freilich vermochte auch die Geschicklichkeit des größten Mechanikers ihm nicht wieder zu geben.

Eduard sah mehr wehmüthig als verbittert d'rein, und unterhielt sich freundlich mit Schwester und Schwägerin.

„Begleite uns!" sagte bittend Christine. „Du bist hier ja doch Niemand mehr etwas nütze, und allein darfst und kannst Du nicht bleiben."

„Nicht heute, nicht jetzt, liebe Schwester," versetzte Eduard. „Du weißt, was ich vorhabe. Gelingt mein Plan, vertragen wir uns, so ist für mich gesorgt, und in diesem Falle werde ich, wenn nicht glücklich, so doch ruhig in der alten Heimath leben und sterben können. Du glaubst nicht, Herzensschwester, wie unendlich schwer es einem Manne wird, ein Land, für das er geblutet und gelitten, mit dem Bewußtsein zu verlassen: was Ihr auch gethan, wie

Vieles und Großes Ihr geopfert habt, es war Alles, Alles nutzlos vergeudet!“

„Ich glaube es Dir,“ erwiderte schwer aufathmend die Schwester. „Hast Du aber auch Hoffnung, Dein Ziel zu erreichen?“

„Man muß es versuchen,“ sagte Eduard. „Ich bin es mir, ich bin es der Sache schuldig, für die ich mich opferte. Habe ich mich getäuscht, dann komme ich schon mit dem nächsten Schiffe Dir nach, denn ich bin dann vollständig fertig mit dem Leben auf vaterländischer Erde.“

„Traue Se mir, gnäd'ge Frau,“ fiel jetzt Eduard's Führer ein. „I hab's geschwore in der grausige Blutnacht, daß i mei Kamerade nit verlasse will, so lange i noch a gesunde Knoche im Leibe hawwe, und i werd's halte, so wahr i a geborener Pälzer bin. Se könne sich d'rauf verlasse. Bleibe se aber trutzig und verstockt, i mein' die Annern, die 'was mehr Verstand hawwe sollt', ei so komme wir nach in's große freie Land, de se uns anpreise wie sauer Bier, und hawwe mer nix zu beiße und zu breche, so geh'n mer schieße inne Urwald, wo a Stückle Wild weniger koste soll als bei mir zu Hause a Nadelbüchsle voll Schnepfendreck.“

Ueber Christine's Gesicht flog ein melancholisches Lächeln. Sie reichte dem treuherzigen Soldaten die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihre aufopfernde Treue und Liebe," sprach sie. „Sie sind ein wackerer deutscher Landsmann, von dem ich bestimmt weiß, daß er sein gegebenes Wort hält."

Dethens drückte Lohrbach ebenfalls die Hand und drängte zum Abschiede. Alle gingen an Bord des Schiffes, dessen Ankerwinde schon in Bewegung gesetzt ward. Bald kehrte Eduard mit seinem Begleiter wieder zurück, und als kurz darauf die Segel des Schiffes sich bauschten und der Coloß langsam in das offene Fahrwasser glitt, winkte man sich gegenseitig noch ein stummes Lebewohl zu.

„Nun komm, Alter," sprach der junge Invalide zu seinem Führer. „Die dort sind fertig mit dem Vaterlande, laß sehen, ob auch wir damit fertig werden oder uns mit ihm vertragen sollen."

Sie verschwanden in dem dichten Gewühl der sich drängenden Zuschauermenge.

Zwölftes Kapitel.

Noch einmal im Vaterhause.

Einige Tage später finden wir die beiden Kriegskameraden in der Landschaft Bredstedt nahe der Küste. Sie fuhren in einem offenen holsteinischen Wagen, bekannt durch ihre hohen, freien Sitze, die einen so bequemen Ausblick auf das umliegende Land gewähren, weiter nordwärts. Die schleswig-holsteinische Uniform wurde von begegnenden Landleuten mit einiger Verwunderung betrachtet, da in dieser Gegend wenig heimkehrende Krieger sie getragen hatten. Indeß hinderte die Reisenden Niemand. Der junge Invalide flößte sogar den Gensdarmen, deren es zahlreiche gab, Respect ein und veranlaßte die meisten zu einem flüchtigen militärischen Gruße.

Nane Hendersen hatte seit Kurzem sein neues Amt angetreten. Mit Frau und Töchtern in einem

trefflich eingerichteten Hause wohnend, hätte er zufrieden, ja glücklich leben können, wären die Bedingungen wahren innern Glückes nicht ganz wo anders als in materiellem Wohlstande allein zu suchen. Er blieb verstimmt, war immer mürrisch, und begegnete fast Allen, die mit ihm verkehren mußten, herrisch. Dadurch kam er begreiflicherweise in eine schiefe Stellung zu seinen Untergebenen wie zum Publikum überhaupt. Man ließ den Hardesvoigt fühlen, daß die Rolle, welche er in der vergangenen schweren Prüfungszeit übernommen hatte, nicht von Jedermann gebilligt werde. Statt Anhänglichkeit und Liebe zeigten ihm Viele eine Abneigung, die wohl geeignet war, den an sich hochfahrenden und ehrgeizigen Mann tief zu verletzen, ohne daß er die Macht besaß, diese eigenthümliche Art verächtlicher Abneigung ahnden zu können.

Dagegen trat Hendersen's Gattin mit der glänzenden Stirn einer Siegerin auf und befand sich recht eigentlich in ihrem Element. Diese Frau, deren ausgebildetste Leidenschaft die national dänische Eitelkeit war, setzte der Befriedigung derselben alles Andere weit nach. Ihre Weiblichkeit ging in dem Wunsche nach voller Sättigung dieser Leidenschaft großentheils unter. Selbst das Muttergefühl erstickte sie der Politik zu Liebe. Man hörte sie weder den

Tod ihres in der Schlacht gefallenen Lieblings Hugo beklagen, noch den Verlust ihrer übrigen Söhne bedauern. Dänemark's Sieg war ihr Triumph, ihr Trost.

Als unsere Bekannten den gut gebauten Ort im grünen Blüthenschmuck des Lenzes vor sich liegen sahen, verstummten sie. Schweigend erreichten sie den Krug, wo sie abstiegen. Eduard that einige allgemein gehaltene Fragen an den Wirth, um die Stimmung theils des Ortes, theils der Harde zu sondiren, erhielt aber sehr ungenügende Antworten. Der unglückliche junge Mann seufzte und murmelte halblaut die Worte: Armes Vaterland! vor sich hin.

Nach kurzem Harren machte sich Eduard allein auf den Weg nach der Hardesvoigtei. Der hinkende junge Mann mit dem in die Brust eingeknöpften rechten Rockärmel erregte die Aufmerksamkeit Aller, die ihn sahen. Viele hätten wohl gern erfahren, wer seine Aeltern seien und was ihn hieher führe? Aber man war durch die trüben Erfahrungen und durch das viele Unglück, das Alle erlebt hatten, theils eingeschüchtert, theils auch gleichgiltiger geworden gegen Anderer Leid. So ließ man den hinkenden Krüppel unangeredet seines Weges ziehen.

Eduard hatte schon während der Reise einen Operationsplan entworfen, von dem er sich etwas

versprach. Sein militärischer Rock sah übel genug aus, um dessen Träger für hilfsbedürftig gelten zu lassen. Auch war er dies ja wirklich; denn fand der junge Mann nicht Freunde, die ihn unterstützten, so lag die Zukunft seines Lebens dunkel verhüllt vor seinen Blicken.

Gutes Muthes wankte er, auf seinen Krückenstock gestützt, der Wohnung des Hardesvoigtes zu. Es mußte ihn von deren Bewohnern Niemand bemerkt haben, denn er befand sich auf der Diele und wartete, ob Jemand kommen und ihn ansprechen werde, ohne daß es geschah. Endlich entschloß er sich, an die Thür des Wohnzimmers zu klopfen. Ein verdrießliches „Herein!“ in dem er die harte Stimme seines Vaters erkannte, erscholl von Innen. Eduard öffnete und trat, die Mütze in der Hand, auf die Schwelle.

„Ein armer, unglücklicher Invalide bittet um eine kleine Unterstützung,“ sprach er mit weicher, von aufquellenden Thränen halb erstickter Stimme.

„Nichts da!“ versetzte ein herrischer Frauenmund. „Sucht Euch Arbeit. Ihr habt es Euch selbst zuzuschreiben, daß Ihr jetzt schmale Bissen zu beißen bekommt. Hättet Ihr Euch nicht empört gegen Euern gütigen Landesherrn, so säßet Ihr jetzt ruhig und zufrieden auf Eurer Scholle, könntet

Speck essen und Klümpe, wie's ehrlichen Bauersleuten zukommt, und brauchtet nicht den Communen zur Last zu fallen oder betteln zu gehen."

„Ich bin kein Bauer, gnädige Frau," sagte Eduard, „ich habe studirt und bin durch feindliche Kugeln nach dem Willen Gottes ein Krüppel geworden."

„Desto schlimmer," entgegnete die Hardesvoigtin, ohne den Bittenden eines Blickes zu würdigen. „Die Studenten hätten mehr Verstand haben sollen, als die unwissenden Bauern, dann wäre weniger Unglück über sie und das Land gekommen. Niemand trifft das härter, als ihre rechtlichen Aeltern."

„Nationalen Unfällen kann ein Einzelner sich nicht entziehen," versetzte Eduard. „Wir haben Unglück gehabt, haben Sie denn Mitleid mit dem Unglück."

„Nein," sagte die Hardesvoigtin. „Kann Er nicht mehr arbeiten, so bitte Er Gott um ein baldiges Ende. Das wird das Beste sein für Ihn wie für Andere."

„Es wäre möglich," erwiderte Eduard, „ehe ich jedoch gehe, möchte ich bitten, daß Sie mich etwas genauer betrachteten."

Mit diesen Worten trat er in's Zimmer und

hinkte einige Schritte gegen das Sopha vor, auf welchem beide Aeltern saßen.

„Mein Name ist Eduard Hendersen!“ fügte er mit fester Stimme hinzu.

„Eduard! — O mein Gott, mein Gott!“ rief der Hardesvoigt, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Die Mutter stand rasch auf und zeigte jetzt dem Krüppel ihre scharfen Züge.

„Du, Eduard?“ fragte sie kalt. „Jetzt erst kehrst Du zurück, jetzt, wo der Hunger Dich peinigt? — Ungerathener Sohn, Du dauerst mich!“

„Wenn ich Dich dauere, Mutter, so sei gerecht und mild,“ sprach bittend der Krüppel. „Der Krieg ist zu Ende, die Mächte haben Frieden gemacht, da ziemt es sich wohl, daß auch wir uns versöhnend die Hände reichen. Vater, Mutter, Euer zerschossener, Euer einziger Euch noch übrig gebliebener Sohn, der des Vaterlandes Leiden gleich Tausenden mit auf sich genommen hat und sie geduldig tragen will, bittet Euch darum!“

„Dann knie nieder und leiste Abbitte, Ungerathener!“ befahl die Mutter, vor deren Blicken die Gestalt des gefallenen Hugo zitterte. „Wenn Du bekennst, daß Du gefrevelt hast gegen uns, Deine Aeltern, gegen Deinen königlichen Herrn, gegen

Dein Vaterland, dann wollen wir Dich wieder annehmen als unser Kind und für Dich sorgen."

„Mutter," erwiderte Eduard bitter lächelnd, „die dänischen Kugeln haben mich das Kniebeugen vergessen lassen. Knieen kann ich nicht mehr. Und was die Abbitte betrifft, so würde ich gegen Gott sündigen und seine Gebote, wollte ich dem gestellten Verlangen Folge geben."

„Du willst also nicht bereuen, was Du gethan hast?" rief die Mutter entrüstet.

„Zu bereuen habe ich nichts," versetzte der Sohn. „Der Krieg hat mich zum Krüppel gemacht. Ich nenne mich mit Stolz einen schleswig-holsteinischen Invaliden und als solcher bitte ich um ein Asyl im Vaterhause."

„Dänemark kennt keine schleswig-holsteinischen Invaliden," sagte die Mutter. „Bereue und Du sollst Verzeihung erhalten."

Eduard schüttelte finster sein braunlockiges Haupt.

„Nein, Mutter," sprach er entschlossen. „Ich verlange keine Verzeihung um solchen Preis. Zum letzten Male: Wollt Ihr, daß ich bleiben oder gehen soll? Zu Beiden bin ich bereit."

Der Hardesvoigt ließ jetzt die Hände sinken und sagte mit gebrochenem Schmerzenslaut:

„Wir sind Alle unglücklich, Eduard, und Ver-

gebung thut uns Allen hoch Noth. Damit wir nun nicht noch unglücklicher werden, erfülle das Verlangen Deiner Mutter!"

„Ich kann nicht, Vater," erwiderte der Krüppel, „es hieße Gott lästern."

„So gehe und nimm diesen Zehrpfennig," sagte rasch die beleidigte Mutter. Sie legte einige Species auf den Tisch und kehrte dem Sohne den Rücken.

Eduard hinkte zum Tische und strich die glänzenden Silberstücke mit seiner Linken herab, daß sie klirrend über die Diele rollten.

„Verflucht sei der Bissen Brod," sprach er grimmig, „den ein für sein Vaterland zum Krüppel gewordener schleswig-holsteinischer Patriot mit solchem Silber sich erkauft! Ihr wollt keine Versöhnung? Gut denn, so geschehe Euer Wille. Ich folge meinen vorausgegangenen Geschwistern in die neue Welt. Unter dem Sternenbanner hoffe ich ruhiger zu leben und zu sterben als unter dem dänischen Kreuz. Lebt wohl, Ihr, dereinst meine Aeltern, lebt auch glücklich, wenn — Ihr könnt!"

Nane Hendersen stieß einen schreiartigen Seufzer aus und verhüllte abermals sein Gesicht, seine Gattin wendete den Blick ab von dem Sohne, der, die Feldmütze tief in die Stirn gedrückt, nach der Thür hinkte. Auf der Schwelle kehrte er sich nochmals um.

Wo sind die Schwestern?“ fragte er. „Ich will Abschied von ihnen nehmen für dieses Leben.“

„Es soll bestellt werden,“ sagte die Mutter. „Sie sind nicht zu Hause.“

„Wo treffe ich sie, ich will es wissen,“ sprach der Invalide heftiger und stampfte die Diele mit seinem Krückenstocke.

„In — In .....büll,“ erwiderte die heftig zitternde Frau.

„Ich danke,“ sagte Eduard und schloß die Thür. —

Im Kruge wieder angekommen, theilte er seinem Kriegskameraden das erfolglose Ergebniß seines Besuches mit.

„Das ist dänisch,“ schloß er seine Erzählung. Dies sonderbar construirte Volk hat immer Milde und Vergebung auf den Lippen, läßt sie aber nie zur lebendigen That werden.“

Die beiden Freunde eilten nach .....büll, wo Eduard seine jüngeren Schwestern nochmals sprach und liebevoll in die Arme schloß. Die anmuthigen Mädchen waren tief betrübt und hätten den invaliden Bruder gern begleitet.

Acht Tage später segelte ein großes Auswandererschiff aus der Mündung der Elbe. Zwei schleswig-holsteinische Krieger lehnten am Bord und sahen unverwandt nach der flachen Küste Schles-

wig's hinüber, bis sie endlich hinter den Schaumdämmen der Nordsee verschwand. —

Einige Monate nach dieser erschütternden Abschiedsscene im Hause des Hardesvoigtes hielt vor der großen Irrenanstalt bei Schleswig eine verschlossene Kutsche, aus der eine tief verschleierte schwarze Dame, ein ältlicher Herr und zwei Aerzte stiegen. Alle verschwanden in dem stattlichen Gebäude und nur die Dame mit den Aerzten kehrte nach einigen Stunden wieder aus dem geheimnißvollen Innern desselben zurück. Diese Dame hatte ihren Gatten, Nane Hendersen, der tiefsinnig, Andere meinten wahnsinnig, geworden war, in das Irrenhaus gebracht, damit er besser überwacht und gepflegt werden könne. Er war gewöhnlich schweigsam, wenn er aber sprach, drehte sich all' sein Reden um das Wort Patriotismus, und händeringend bejammerte er fort und fort das Unglück, das dieses unselige Wort über zwei Bruderstämme gebracht habe.



Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

A. 26 60 12

25.200 | 720 | 6

245

70



